

TITEL

Nicht nur eine Frage des Alters:
Was die Generationen derzeit umtreibt,
was sie spaltet und was sie vereint.

14–35

PERSPEKTIVEN

Roman Elsener und Michaela Müller
fahren mit dem Velo durch leere
New Yorker Strassen an den Strand.

42–44

KULTUR

Arbeitsgeschichte von unten:
Stefan Kellers grosse sozialhisto-
rische Reportage aus dem Thurgau.

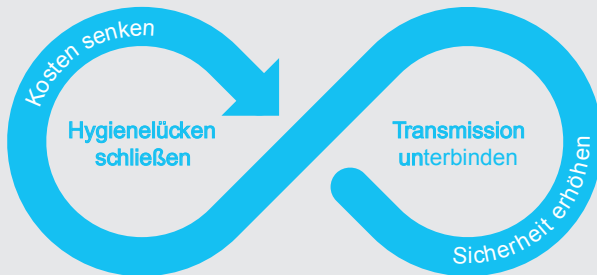
52–54





Lock 3 der antimikrobielle Dispersionslack

NiedermannDruck



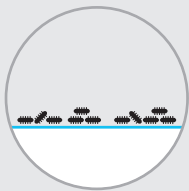
E. Coli
bis zu 16 Monaten



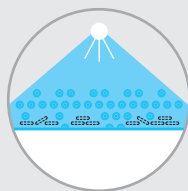
Influenza
bis zu 2 Tagen



Coronaviren
bis zu 9 Tagen



Kontamination von
Oberflächen mit
Bakterien, Viren, Pilzen



Der Effekt wird durch
sichtbares Licht und
Sauerstoff aktiviert.



Keime werden schnell und
effektiv inaktiviert – Hygie-
nelücken können dauer-
haft geschlossen werden.



Geprüft durch das Fraunhofer
Institut, effiziente Keimreduzie-
rung um bis zu 99,5%



Wirksam gegen Bakterien,
Viren, Pilze und Sporen



Wirkprinzip klinisch getestet



Permanenter und
lang anhaltender Effekt



Wirksam auch auf trockenen
Oberflächen



Vermeidung von giftigen
Bioziden und Nanopartikeln



Gesundheitlich unbedenklich



Keine Bildung von Resistenzen



Skalierbar über Lichtintensität

Lassen Sie uns Schutz bieten

Liebe Leserinnen, Liebe Leser

Der Schutz vor Viren und Bakterien rückt insbesondere zur Zeit der Corona-Virus-Ausbreitung in den Fokus unserer Gesellschaft.

Auf der intensiven Suche nach einer innovativen Lösung haben wir uns mit der Übertragung von Keimen über Drucksachen beschäftigt. Gerade Infoblätter, Menukarten, Broschüren, Mappen, Prospekte, Flyer und viele weitere gedruckte Produkte kommen mit einer Vielzahl von Personen in Kontakt und können so leicht Viren und Bakterien übertragen.

Das Wichtigste auf einen Blick

- Die Keimzahl wird um bis zu 3 log10 Stufen reduziert – eine Keimreduktion von 99,5%
- Scheuerfestigkeit der Farbe inklusive
- Beidseitige Anwendung auf gestrichenen Papieren und Karton, bereits ab 115g Papierdicke möglich

Es ist uns gelungen, einen antimikrobiellen Dispersionsseidenmattlack + -glanzlack zu finden. Diese bieten wir exklusiv in der Schweiz an. Der Lack lässt sich auf nahezu alle Drucksachen auftragen, die beste Wirkung wird auf gestrichener Oberfläche erzielt und verhindert die Übertragung von Keimen während bis zu 4 Jahren permanent (wissenschaftlich bewiesen durch das renommierte Fraunhofer Institut). So unterbrechen wir eine der gängigsten Ansteckungsketten in unserer Gesellschaft. Gerade in der jetzigen Zeit liegt es in unserer Verantwortung, jede Möglichkeit, welche die Virenverbreitung stoppt, zu nutzen. Dazu gehören aus unserer Sicht auch keimfreie Drucksachen.

NiedermannDruck

Letzistrasse 37 | 9015 St.Gallen | Telefon +41 71 282 48 80 | gallus@niedermanndruck.ch | www.niedermanndruck.ch

Saiten Ostschweizer
Kulturmagazin
300. Ausgabe,
Mai 2020,
27. Jahrgang,
erscheint monatlich

HERAUSGEBER
Verein Saiten, Verlag,
Frongartenstrasse 9,
Postfach 556,
9004 St.Gallen,
Tel. 071 222 30 66

REDAKTION
Corinne Riedener
Peter Surber
Roman Hertler
redaktion@saiten.ch

VERLAG/ANZEIGEN
Marc Jenny
Philip Stuber
verlag@saiten.ch

SEKRETARIAT
Irene Brodbeck
sekretariat@saiten.ch

KALENDER
Michael Felix Grieder
kalender@saiten.ch

GESTALTUNG
Samuel Bänziger
Larissa Kasper
Rosario Florio
grafik@saiten.ch

KORREKTUR
Esther Hungerbühler
Florian Vetsch

VEREINSVORSTAND
Gabriela Baumann
Zora Debrunner
Heidi Eisenhut
Christine Enz
Hanspeter Spörri
(Präsident)
Rubel Vetsch

VERTRIEB
8 days a week
Rubel Vetsch

DRUCK
Niedermann
Druck AG, St.Gallen

AUFLAGE
5000 Ex.

ANZEIGENTARIFE
siehe Mediadaten 2020

SAITEN BESTELLEN
Standardbeitrag
Fr. 85.-,
Unterstützungsbeitrag
Fr. 125.-, Gönner-
beitrag Fr. 350.-,
Patenschaft Fr. 1000.-
Tel. 071 222 30 66,
sekretariat@saiten.ch

INTERNET
www.saiten.ch

© 2020: Verein Saiten,
St.Gallen. Alle
Rechte vorbehalten.
Nachdruck, auch
auszugsweise, nur mit
Genehmigung.
Die Urheberrechte
der Beiträge und
Anzeigenentwürfe
bleiben beim Verlag.
Keine Gewähr für
unverlangt eingesandte
Manuskripte, Fotos
und Illustrationen.

Krise, vom griechischen «krinein», trennen, unterscheiden: Kein Wunder, sieht man in der Coronakrise vieles deutlicher als sonst. Zum Beispiel, wie wichtig Spitäler und wie unverzichtbar und schlecht entlohnt die Pflegeberufe sind. Wie dünn die Luft für viele Kulturschaffende und Freelancer in anderen Branchen ist. Wie gern die Exekutiven Freiheiten exekutieren. Wie fragil die vermeintlich so robusten Ökonomien sind. Oder wie empfindlich das Verhältnis unter den Generationen.

Kein Wunder drum auch, dass nach dem ersten Corona-Solidaritätsschub die Kontroversen umso härter aufbrechen. Gerade im Verhältnis von Alt und Jung. Die einen (Jungen) klagen, der Gesundheit der Alten zuliebe eingesperrt und in ihrer Arbeit behindert zu werden. Die andern (Alten) klagen, sie würden als Gesundheitsrisiko angeprangert statt gewürdigt als jene, die den heutigen Wohlstand erst möglich gemacht haben. Dass man das Thema auch gelassener angehen kann, zeigt in diesem Heft das Interview mit der Generationenforscherin Pasqualina Perrig-Chiello: Sie kritisiert zwar auch die «negativen Altersbilder», die offenbar latent vorhanden seien und jetzt aufbrechen – stellt aber zugleich fest: «Im Alltag erlebt die Schweiz allen medialen Diskursen zum Trotz eine beachtliche intergenerationale Solidarität – vor allem innerhalb, aber auch ausserhalb von Familien.» Vielleicht biete die Coronakrise eine Chance, das gegenseitige Nichtwissen zwischen den Generationen abzubauen.

Etwas dazu beitragen will auch diese Saiten-Ausgabe. Umso mehr, als uns das Generationenthema unabhängig von Corona schon länger umtreibt, samt seinen Widersprüchen. Was stimmt jetzt: der Eindruck, dass die Generation der «Babyboomer» und deren Kinder einen entschieden entspannteren Umgang miteinander pflegen als noch die Generation davor, dass an den Klimademos der Jungen die Alten solidarisch mitdemonstrieren, dass Kinder locker ins eigene Elternhaus einziehen? Oder stimmt auf der anderen Seite die hässliche Fratze der «Boomer», die die Welt in den Abgrund geritten haben und die Jungen nicht ans Ruder lassen?

In dieser Ausgabe kommen zornige Junge zu Wort und gelassener Alte. Wir reden mit der Generationenforscherin und mit Sozialwissenschaftlern, stellen Mehrgenerationenprojekte vor und amüsieren uns über stereotype Memes. Georg Gatsas hat Menschen unterschiedlichen Alters fotografiert – coronabedingt per Bildschirm. Und durch den Titel führt ein Fragebogen mit der kniffligsten Frage in der Mitte: Zu welcher Generation zählst du dich?

Ausserdem im Heft: Corona-Kommentare, Corona-Chancen, Corona-Berichte aus Wien und New York, Corona-Kultur und coronafreie Geschichten aus der Geschichte der Ostschweiz.

Das ist die 300. Ausgabe von Saiten. Und die zweite, nach dem April, ganz ohne Kulturkalender. Wir feiern trotzdem: mit 3000 Gratisabos für die nächsten drei Ausgaben von Saiten. Kultur muss sein, auch wenn sie gerade nicht stattfinden kann. Und auch wenn sie nicht ganz so krisenresistent ist wie der Diskurs der Generationen.

An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet: Aglaja Bohm, Tobit Brüllmann, Tine Edel, Roman Elsener, Farida Ferecli, Georg Gatsas, Barbara Gysi, Ludwig Hasler, Stefan Indlekofer, Nina Keel, Stefan Keller, Jochen Kelter, Julia Kubik, Lorenz Langenegger, Michaela Müller, Charles Pfahlbauer jr., Claire Plassard, Ursula Popp, Wendelin Reinhardt, Anna Rosenwasser, Jan Rutishauser, Franziska Schutzbach, Hanspeter Spörri, Florian Vetsch und die Saiten-Redaktion.



Auf dem Cover: Ilona Ruegg, hier: Tanita Bürge (Bilder: Georg Gatsas).

14	Chill, Boomer! «Du bist noch jung.» – «Der richtige wird schon noch kommen, du wirst sehen.» Warum die Boomer endlich mal chillen sollen. Von Aglaja Bohm	Danke, Boomer-Väter! Unsere Probleme sind gross genug, wir wollen nicht auch noch euren unausgelebten Schmerz ausbaden. Von Tobit Brüllmann	Warum es neue Generationenverträge braucht, worin sich alte und neue Jugendbewegungen unterscheiden und warum immer mehr Junge konservativ ticken. Generationenforscherin Pasqualina Perrig-Chiello im Interview. Von Roman Hertler
	18	19	20
	Heute sind Mehrgenerationen-Projekte gefragt – wenn auch in der Ostschweiz noch weit vom «Boom» entfernt. Ein Rundgang. Von Peter Surber	Uns fehlt die «Elder»-Kultur. Und was wir von indigenen Völkern lernen können. Von Ursula Popp	Die Welt verändert sich, das verunsichert Alt wie Jung. Und die Rechten profitieren davon. Die Sozialwissenschaftler Stefan Paulus und Axel Pohl im Interview. Von Corinne Riedener
	24	27	30
	Hey, Generation Silent, X, Z, Boomer und Millennials: Lacht wiedermal über euch selber, wir liefern die Memes dafür! Von Julia Kubik	Fotografien von Georg Gatsas	
	34		
37	Perspektiven Antifeminismus und Anti-Gender-Rhetorik ermöglichen es Teilen der Gesellschaft, nach rechts zu rücken, ohne dass sie «rechts» wirken. Von Franziska Schutzbach	Das Ganze als das betrachten, was es ist: etwas Neues, Unverständliches, das man aushalten muss. Die Corona-Flaschenpost aus Wien. Von Lorenz Langenegger	Together home alone in New York City: Was ist die «Mutter aller Städte», wenn alles, was man dort suchte, nun fehlt? Von Michaela Müller und Roman Elsener
	38	40	42
45	Kultur Mit Covid-19 wird das Sterben öffentlich. Und damit die Einsicht, dass uns die früher selbstverständliche Perspektive über den eigenen Tod hinaus abhanden gekommen ist. Von Ludwig Hasler	Kulturfasten – Was heisst das konkret? Auskünfte von Theaterleuten, Not-hilfe im Anlaufen, kontroverses Streaming und ein Blick nach Deutschland und Österreich. Von Peter Surber	«Die Moderne im Kleinen»: St.Galler Bauten aus den krisengeprägten 1930er-Jahren. Nina Keel stellt den Linsebühl-Bau vor.
	46	48	50
	Stefan Kellers grosse Reportage über die Geschichte der Arbeit im Thurgau ist ein biografisches Feuerwerk – dicht, präzise und äusserst unterhaltsam. Von Roman Hertler	Das Museum Heiden und seine Sammlung aus «Niederländisch-Indien»: Andreas Zangger, Mitautor von Buch und Ausstellung, über die Hintergründe. Von Hanspeter Spörri	
	52	55	
59	Kiosk 61 Kehls Kompass 63 Kellers Geschichten 65 Pfahlbauer 67 Comic von Julia Kubik		

ökomarkt

Donnerstag, 14. Mai 2020
9 bis 20 Uhr
beim Vadiandenkmal
in St.Gallen

Eine Initiative der
 IG Ökomarkt und Umwelt
 und Energie Stadt St.Gallen.
 Tel. 071 224 56 76
 oekomarkt@stadt.sg.ch
 www.oekomarkt.ch


ökomarkt
 natürlich vielfältig regional

esg
 Entsorgung St.Gallen

st.gallen
 Umwelt und Energie

sgsw
 St.Galler Stadtwerke

TAGBLATT

COMEDIA



Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen
 Tel. 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

SO VIEL ZEIT?
SO VIELE BÜCHER!
UNSER ONLINESHOP
IST FÜR EUCH DA!
WIR BESTELLEN, EMPFEHLEN
UND LIEFERN EUCH EURE
BÜCHER PER POST, ZU FUSS
ODER MIT DEM FAHRRAD!

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und
 WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog mit **E-Shop!**
 (auch E-BOOKS)

Ausserrhodische KULTUR STIFTUNG



Ausschreibung Werkbeiträge 2020

Angewandte Kunst und Design
Bildende Kunst und Architektur
Film
Literatur, Theater, Tanz
Musik

Ausschreibung Atelierstipendium 2020

AiR - Artist in Residence

Detaillierte Bewerbungsunterlagen unter
www.ar-kulturstiftung.ch

Einsendeschluss
 30. Juni 2020

«Chwilischtschewski behauptete, er kenne eine Zahl, die, wenn man auf Chinesisch von oben nach unten schreibe, aussähe wie ein Bäcker», zitierten wir den russischen Autor Daniil Charms im letzten Inserat.

Donald John Trump hingegen, von 2017 bis 2021 Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, kennt chinesische Bäcker und ihre Zahlen wie keiner. Führende Virologen fragen sich und ihn, wieso er China so gut kenne, und die besten Bäcker wollen von ihm zahllose Rezepte. Er äusserte: «Es hätte in China gestoppt werden können.

Das ist nicht geschehen, und die ganze Welt leidet deswegen.» Chinesische Virologen, Präsidenten und Bäcker stoppten das Virus laut Trump nicht.

Und nun haben wir Erwerbsausfall für Selbstständige, Kurzarbeit für

büro ö

Angestellte und leitende Angestellte und Familienangehörige von leitenden Bäckern. Und Liquiditätssengpässe, Kredite und Konkurse. Und wir müssen Zahlen in Formulare schreiben, die laut Chwilischtschewski auf Chinesisch wie amerikanische Präsidenten aussehen, aber wir tragen sie in arabischen Ziffern in Schweizer Formulare ein.

Coupon:

- Ich brauche Support
- ☐ zu den Corona-Hilfen für Selbstständige u. Firmen
 - ☐ generell zu Buchhaltung/ Steuern
 - ☐ zur Auswahl russischer Autor*innen
 - ☐ zur Wahl amerikanischer Präsident*innen

Name/Vorname

Strasse

PLZ Ort

Handy oder e-mail

Einsenden per Post oder Mail
 an: büro ö ag, Burggraben 27,
 9000 St.Gallen oder
 büro ö gmbh, Oberer Werd-
 büchel 9, 9410 Heiden
www.b-oe.ch, info@b-oe.ch,
 Tel. 071 222 58 15

einfachkomplex.ch



Nr. 299, April 2020

Danke für die neue Nummer. Gut, anregend. Noch zwei Anmerkungen. Silvano Moeckli: Die direkte Bundessteuer ging eigentlich auf den Ersten Weltkrieg zurück, 1915. Wehrsteuer heisst sie aber seit dem Zweiten. Sonst hat Moeckli schon recht, und die Sache ist, dass das solche Massnahmen sind wie die Schönheit. Hast Du sie mal, wirst Du sie nicht mehr los. Und Hanspeter Spörris gute Filmbesprechung erinnerte mich in seinem Hinweis auf Wittgenstein an den Petit Prince von St. Exupéry: Da sagt doch der Fuchs «On ne voit bien qu'avec le cœur, l'essentiel est invisible pour les yeux». Jürg Baumberger, Sirnach

Liebe Saiten, Seit einiger Zeit lese ich nun eure Wochenschau und ich habe den Eindruck eure Nachrichten werden immer sozialkritischer. Um nicht zu sagen links. Es ist ja schon ok, wenn ihr euch zum Sprachrohr der Benachteiligten macht, aber momentan zieht eure Kritik vor allem in eine Richtung. Nach unten. Ich vermisste das Positive. Das Leben ist momentan schon deprimierend genug – da wäre meiner Meinung etwas mehr positives Denken angebracht. Freundliche Grüsse eines Zwangsarbeitslosen.

Unsere freitägliche Wochenschau kann man übrigens hier abonnieren: saiten.ch/wochenschau/

«Das System ist schwer krank. Darüber berichtet wird von den jungen Medien, welche nicht die \$-Infusion anzapfen, sondern in Krisenzeiten aufs Gaspal drücken. Danke für die Aufklärungsarbeit, Bajour, tsü.ri.ch und Saiten!» Das schrieb Jolanda Spiess-Hegglin am 20. April auf Facebook und nahm damit Bezug auf die gemeinsame Recherche aus Zürich, Basel und der Ostschweiz. Das Thema: Dividenden trotz Corona-Kurzarbeit.

Wir «kleinen Medien» – jung ist Saiten ja nicht mehr wirklich: Ihr habt grad unser 300. Heft in den Händen – hatten uns spontan zusammengetan, um die AGs in der jeweiligen Region etwas genauer unter die Lupe zu nehmen. Die Aufhänger dafür waren unter anderem die TX Group (ehemals Tamedia) und die NZZ, die Dividenden ausschütten und gleichzeitig vom Staat (also von uns Steuerzahlerinnen) Kurzarbeit beantragten. (Ebendiese Medien sind es auch, die die staatliche Medienförderung jahrelang als sozialistisches Machwerk abgetan haben, kürzlich aber eine ideologische Spitzkehr vollzogen haben und der Medienförderung nun doch nicht mehr so abgeneigt sind.)

Ob man in diesen Zeiten trotz Kurzarbeit Dividenden ausschütten darf, bezeichnet das Staatssekretariat für Wirtschaft Seco als eine «moralische Frage», die von den einzelnen Betrieben selber beantwortet werden müsse. In der Ostschweiz haben wir solche und solche Beispiele gefunden. Die SFS in Heerbrugg hat auf einen Teil der Dividende verzichtet und die Managerlöhne gekürzt, die Schaffhauser Georg Fischer AG hingegen hat trotz Kurzarbeit auf der Dividende bestanden. Hier die ganze Recherche: saiten.ch/dividenden-trotz-kurzarbeit-in-basel-zuerich-und-in-der-ostschweiz/. Die Bühler Gruppe in Uzwil hat vorsorglich alle Angestellten der Risikogruppe krankschreiben lassen – und die restlichen 20 Prozent des Lohns aus dem eigenen Sack bezahlt, damit es keine Lohnausfälle gibt. Hier mehr dazu: saiten.ch/das-geld-da-investieren-wo-die-wertschoepfung-stattfindet-in-die-arbeit/.

Wir bleiben dran, ebenso wie Tsü.ri.ch und Bajour aus Basel.

3000mal zur Probe

Normalerweise liegt Saiten in der ganzen Ostschweiz mit einer Freihandaufgabe von über 3000 Heften in Kulturinstitutionen, Bars und Geschäften auf, zusätzlich zu den rund 2000 abonnierten Exemplaren der Mitglieder. Doch was ist in diesen Corona-Tagen normal? Im Kulturbereich definitiv nichts. Institutionen, Bars und viele Geschäfte sind zu. Das ist für alle, die hinter den Gesundheitsmassnahmen des Bundesrats stehen, verständlich und notwendig – aber dennoch schwierig, auch für Saiten. Und voller Fragen: Wie ordnen wir als Gesellschaft unsere Prioritäten nach der Coronakrise? Wie sieht jetzt eine Politik aus, in der es keine (oder möglichst wenig) Verlierer gibt? Wie kommt die Kulturszene aus der Krise heraus? Und wie retten wir die Solidaritätskultur in den Alltag?

Saiten weiss die Antworten auch nicht. Aber liefert Anstösse und Perspektiven. Gut recherchierte Themen, Geschichten, Texte und Kolumnen beleuchten das kulturelle, gesellschaftliche und politische Leben aus verschiedenen Winkeln. Darüber hinaus pflegen wir den umfassendsten Kulturkalender in der Region – wenn Kultur denn stattfindet.

Zumindest eine Antwort ist einfach: Normal ist, dass wir uns gegenseitig helfen. Deshalb verschenken wir 3000 Probeabos. Diese und die nächsten Ausgaben kommen probehalber zu 3000 hoffentlich interessierten neuen Leserinnen und Lesern in den Briefkästen. Und natürlich weiterhin ergänzt um alles Tagesaktuelle auf saiten.ch.

Kultur in der Blackbox

Blackbox: So heisst die neue Rubrik auf saiten.ch. Ihre Einführung ist der Coronakrise geschuldet. Der Kulturbetrieb steht seit Mitte März still, Konzerthäuser, Theater, Kinos, Museen, Clubs: geschlossen. Für das Publikum ist das schade, für viele Kulturschaffende weit mehr: eine existentielle Bedrohung. Die Saiten-Blackbox macht drum eine Bühne auf für Bilder, Texte, Filmbeiträge, Songs und anderes. Kein Streamen um jeden Preis, sondern Originale sind hier zu sehen und zu hören, kurz kommentiert, erklärt oder einfach so. Und dies – soweit zumindest der Plan – über Corona hinaus.

Sie ärgern sich? Sie freuen sich? Kommentieren Sie unser Magazin und unsere Texte auf saiten.ch oder schreiben Sie uns einen Leserbrief an redaktion@saiten.ch.

Danke für Ihren Einkauf



Es war einmal eine ferne Zeit, in einer fernen Dimension, da war ich ganz fest mit einem jungen Mann zusammen, nennen wir ihn Martin. Martin und ich hielten es für eine gute Idee, gemeinsam an einem Samstagnachmittag im grössten billigen Einrichtungshaus einkaufen zu gehen. Rückblickend habe ich nur Unverständnis dafür übrig, weil es wirklich eine bizarr nervtötende Beziehungsprobe ist, an einem Samstag-

nachmittag zu zweit mega viele Möbel kaufen zu gehen. Vielleicht wären Martin und ich heute noch zusammen, wenn wir damals ins Brocki statt in ein schwedisches Möbelhaus gefahren wären. Aber wir fuhren ins Möbelhaus, und wir sind wirklich mega fest nicht mehr zusammen (ich stalke auch bloss etwa alle zwei Monate das Instaprofil seiner neuen Freundin.)

Als wir fertig waren, waren wir sowas von fertig. Hässig, erschöpft und komplett unzufrieden liessen wir uns in die Autosessel sinken. (Im Brocki wäre das alles nicht passiert! Im Brocki hätten wir dysfunktionale Schemeli gekauft und abgelaufene Acid-Papierli im Mini-Kühlschrank gefunden!)

«Jetzt», seufzte Martin, «brauche ich einen Burger.» Ich klammerte mich an diesen gemeinsamen Wunsch, an das Einzige, was noch klappen könnte an diesem vermaledeiten Wochenende, und zog Martin an der Hand in den nahen Fast-foodladen, als würde nur ein Stück totes Fleisch unsere Beziehung retten können. (Heute bin ich Veganerin. Vielleicht wären Martin und ich noch zusammen, wenn wir einen Seitan-Tofu-Broccoli-Burger bestellt hätten.)

Alter, bestellten wir viel Bullshit! Wir machten quasi einen Frusteinkauf nach dem frustrierenden Einkauf. «Siebenundvierzig Franken achtzig», sagt der Typ am Schalter, ich zahlte mit Karte, und sie ging nicht. Maxed out beim Schweden. Martins Kärtli ging auch nicht; mit dem letzten Fädeli an Nerven sah ich in mein Portemonnaie, wo ich eine versiffte Zehnernote rauskramte. Fuck. Fuckfuckfuck. Wir waren am Arsch, ohne Burger hielt unsere arme Beziehung noch etwa drei Sekunden, und ich war drauf und dran, dem Burger-Typen meine Scheidungspapiere hinzustrecken.

«Danke für Ihren Einkauf», sagte der. Er hatte mein Zehnernötli genommen und lächelte freundlich.

Was?

«Sie hat aber...», sagte Martin tonlos, «besten Dank für Ihren Einkauf», sagte der Typ noch einmal, mit eindringlichem Lächeln. Er blinzelte einmal mehr als nötig. Da verstanden wir. Nahmen das Tablett, fassungslos, und setzten uns an einen Tisch wie Zombies.

Dieser Mann hatte gerade mehr Leben gerettet als jemals in einem Burgerladen gerettet worden waren. Seit damals ist er mein Vorbild. Ich kann nur hoffen, träumen, darüber fantasieren, dass ich eines Tages so viel Gutes tun kann wie der random Burger-Typ neben dem Möbelhaus.

Was für ein Clack



Meine Eltern sind wunderbare Menschen. Wirklich.

Nur machen sie mir die unmöglichsten Geschenke. Zum Beispiel haben sie mir an Ostern einen Clack geschenkt, ein Küchengerät, um gekochte Eier zu köpfen.

Warum?!

Ich möchte nur Dinge besitzen, die mir auch Freude bereiten, und meine Eltern wissen das auch. Und noch viel wichtiger: Ich esse keine Eier. UND MEINE ELTERN WISSEN DAS AUCH!

Mein Clack, auch Eierschalensollbruchstellenverursacher genannt, kostete 38 FRANKEN! 38 Franken, um das zu machen, was ein Löffel auch kann!

Trotzdem wurde der Clack bis heute schon über eine Million Mal verkauft. Das macht 38 MILLIONEN FRANKEN und das, obwohl noch nie ein Mensch vor einem Frühstücksei sass und verwirrt sagte: «Ich gib uf. Nai würekli! Das isch unmöglich!»

38 Millionen Franken ist so viel Geld! Wenn ich all das Geld unter meinen Freunden und mir aufteilen würde, hätte ich immer noch... 38 Millionen Franken!

Obwohl ich den Sinn von dem Ding kaum sehe, sind interessanterweise fast alle Amazon-Rezensionen zum Clack positiv. Mo66, 5 von 5 Sterne, schrieb: «Seit wir das Teil haben, macht es richtig Spass, das Frühstücksei zu essen.» (SEIT WIR DAS TEIL HABEN?! Wie sah das vorher bei denen aus?)

Und Pfötchen, 4 von 5 Sterne, schrieb: «Mein Vater benutzt den Eierschalenbrecher jeden Morgen und ist begeistert. Da man 2 Hände zum Bedienen braucht: ein Stern Abzug.» Obwohl: Warum gibt es dafür Abzug? Eierköpfen mit dem Clack dauert knapp ne Sekunde! Für was brauchst du in der Zwischenzeit die andere Hand?!

Zugegeben, ich wünschte, ich hätte den Mut, Produkte so wie Pfötchen zu bewerten: «Dieses Fahrrad ist super, mein Vater benutzt es jeden Tag. Da man zwei Füsse zum Treten braucht: ein Stern Abzug!» Oder: «Tolle Thermoskanne! Weil der Tee aber ZU heiss aus der Thermoskanne kommt: ein Stern Abzug.»

Aber wenn ich keine solchen Geschenke von meinen Eltern möchte, warum sage ich ihnen nicht einfach: «Ihr müänd mir im Fall nünt me geh. Ihr händ mir schos Lebe gschenkt und a dem han i bim Bruuche würekli Freud!»

Ganz einfach: Weil mir meine Eltern kein Zeugs schenken, sondern Ideen für neue Texte. Und die Gegenstände verursachen mir dann doch noch Freude: Wenn ich sie an Leute verschenke, die ich nicht mag.

Jan Rutishauser, 1987, ist Kabarettist, Kolumnist und Coach für Rechtschreibung und Comedy Writing.



Universität
Basel
Philosophisch-Historische
Fakultät



Kulturarbeit neu denken und gestalten

MAS in Kulturmanagement

Die Weiterbildung für Kulturschaffende,
Kulturförder*innen und Kulturveranstalter*innen.

DAS in Kulturreflexivem Management

Start: 09.10.20

CAS in Kulturpolitik und Kulturrecht

Start: 27.08.20

CAS in Innovation und Change CAS in Digitalen Kulturen

Start: 08.01.21

SKM
studienangebot
kulturmanagement

Infoveranstaltung: 28.05.20, 18.30 Uhr
Online unter: kulturmanagement.unibas.ch

design karrieren

HF Schule für Gestaltung
Infoanlass: 6.5.2020

live online
gbs.sg.ch

gbs
sg.ch

**Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung**



Gewerbliches Berufs- und
Weiterbildungszentrum St.Gallen

Neue Perspektiven eröffnen Master in Sozialer Arbeit

Das Master-Studium bereitet Sie auf anspruchsvolle Aufgaben
und Funktionen im Sozialwesen vor.

www.fhsg.ch/sozialearbeit

FHS St.Gallen
Hochschule
für Angewandte Wissenschaften



**MASTER
IN SOZIALER
ARBEIT**

BERN
LUZERN
ST.GALLEN

**Online-
Infoabend**
27. Mai

Patrick Roduner
Sozialpädagoge
Master-Student
Soziale Arbeit

FHO Fachhochschule Ostschweiz



**Sparen bei
Pflegefachpersonen
macht krank!
Unterstützen Sie die
Pflegeinitiative.ch**

«Das Virus hat eine Stopptaste gedrückt»

Mark Riklin, Schweizer Landesvertreter des «Vereins zur Verzögerung der Zeit», über die Chancen der Coronakrise und was die Kinder daraus machen. Interview: Peter Surber, Bild: Tine Edel



Mark Riklin

Saiten: Die «Verzögerung der Zeit» oder «Not-to-do-Listen»: Das sind seit Jahren wichtige Themen für dich. Passiert das alles jetzt gerade mit Corona?

Mark Riklin: Vorausschicken will ich, dass ich aus einer privilegierten Sicht rede, etwa was meine Arbeit oder das Wohnen betrifft. Ich erlebe Corona möglicherweise positiver als andere, würde aber nie sagen wollen: Die andern machen etwas falsch. Eigentlich müsste man jene fragen, die in einer weniger bevorzugten Situation sind.

Wie erlebst du Corona konkret?

In meiner selbständigen Tätigkeit fallen Aufträge weg; zu zwei Dritteln bin ich aber in der Bildung und damit krisensicher angestellt. Ich gewinne Zeit ohne existentielle Bedrohung. Ein zweites Privileg ist unsere Wohnsituation: Wir haben Natur um uns herum und

ein gutes Netz als Familie und Hausgemeinschaft. Wer als alleinerziehende Mutter Homeoffice und Homeschooling zusammenbringen muss, hat Stress. Wir erleben dagegen die Sonnenseite, auch das Lustvolle: Im einen Zimmer ist gerade Angewandte Soziologie dran, im andern Englischtraining, im dritten irgendein Chat, ein Nachbarsbub lernt bei uns... Unsere Kinder erleben diese Zeit vorwiegend positiv. Sie gewinnen Zeit.

Corona hat offenbar geschafft, was wir selber sonst nicht hinkriegen?

Es ist schon erstaunlich, was das Virus alles kann. Entschleunigung gilt allerdings nicht für alle. Die grösste Gruppe ist vermutlich die, die mit Corona im Gegenteil mehr denn je unter Druck ist – Angestellte in systemrelevanten Berufen, Alleinerziehende etc. Die zweitgrösste Gruppe erfährt Zwangsentleunigung, aber empfindet dies nicht als Geschenk, sondern als Entzug von Freiheitsrechten. Und die dritte Gruppe, vermutlich die kleinste, sind jene, die in der Krise eine Chance entdecken, die sie gewissermassen überlistet hat. Meine Hoffnung ist, dass bei mir und auch anderswo nach Corona nicht alles wieder genauso hochgefahren wird, wie es vorher war.

Vielleicht macht ja doch ein grösserer Teil der Gesellschaft und nicht nur eine Minderheit einen solchen Prozess durch.

Vielleicht. Es wird zur Zeit 30 Prozent mehr Gemüse verkauft – vielleicht bleibt das so, wenn man mal auf den Geschmack gekommen ist. Ich hoffe, und das ist auch mein Plädoyer, dass nach dem ersten Schock neue Anfänge entstehen können. Das Schwierigste sind immer die Anfänge. Unser Gehirn ist ein denkfaules Organ. Der jetzige Ausnahmezustand könnte die Lust wecken, das Flussbett der Alltagsroutine zu verlassen. Das hat der Philosoph Richard David Precht treffend gesagt: Gerade ist das Fenster sperrangelweit offen, um in Alternativen zu denken. Der Alternativsinn wird geschärft.

Dafür haben wir das Virus gebraucht? Warum geht das nicht von selber?

Das gehört vielleicht zur Natur des Menschen. Im normalen Alltagsstrom schafft man das nicht. Das Leben ist zu voll, man macht zu viel, man besitzt zu viel... Jetzt ist eine Stopptaste gedrückt worden. Das bietet Gelegenheit, anzuhalten und zu schauen, ob man auf dem richtigen Weg ist, individuell und gesellschaftlich.

Gerade wird ja lautstark dagegen protestiert, dass die Läden so lange geschlossen bleiben. Zu befürchten ist: Kaum gehen sie wieder auf, wird wieder konsumiert wie eh und je.

Ja, es könnte ein Rebound-Effekt eintreten. Drum: Je länger ich die Chance habe, neue Anfänge zu installieren, desto eher werden sie überleben. Wenn die Phase zu kurz ist, verpufft der Effekt wohl. Und Konsum kann ja auch eine Ablenkung sein, eine Flucht vor der grossen Leere, ausserhalb oder in mir selber. Jetzt sind wir zurückgeworfen auf uns selber. Wenn wir das aushalten, könnten wir die Leidenschaften in uns entdecken.

Zum Beispiel?

Ich beobachte bei Kindern, wieviel kreative Energie das Mehr an Zeit freisetzt. Sie spielen Theater, sie wollen die Kirche im Modell nachbauen, Hüttenbauen in der Wohnung oder Räuber & Poli ist wieder hoch aktuell. Das ist erstmal eine Freude. Und dann auch eine Frage. Wir haben eine gute Schule im Dorf und trotzdem: Werden da nicht kindliche Bedürfnisse und Ressourcen verschüttet? Kindheit wird immer kürzer – man müsste sie wieder verlangsamen. Wenn Kinder Langeweile aushalten müssen, dann entstehen Ideen. Aktuell liest man viel über die Rückeroberung der Natur. Ich stelle fest, dass es mit Corona auch eine Rückeroberung der Kindheit gibt, dass plötzlich Zeit und Raum vorhanden sind für eigene Pläne. Einen Plan für den Tag zu schmieden: Das ist eine wichtige Kompetenz gerade für eine Gesellschaft, in der es einmal weniger Arbeit geben könnte.

Uns Erwachsenen fehlt diese «lange Weile» noch viel mehr als den Kindern.

Das ist auch ein Versäumnis der konventionellen Bildung. Drum ist das Prinzip der eigenverlangten Leistung so wichtig. Eigene Projekte zu lancieren macht Spass. Und es müssen nicht die ganz grossen Projekte sein. Schon kleine Selbstversuche können einiges verändern.

Über das Individuelle hinaus gibt es die gesellschaftlichen Prognosen, darunter auch sehr pessimistische. Deine Perspektive ist trotzdem optimistisch?

Ich glaube an die Chancen. Man muss sie aber auch öffentlich formulieren, zu Zukunfts-optimismus anstiften. Noch einmal Richard David Precht: Er sagt, es falle nie so einfach, etwas zu ändern, wie in einer Krise. Und in dem Moment, wo die Krise bewältigt ist, geht das Fenster wieder zu. Deshalb müssen wir die kleinen und die grossen Veränderungen jetzt einleiten.

Mark Riklin, 1965, ist Vater, Dozent und Alltagsbeobachter. Er lebt in Speicher. zeitverein.com

Das Steintamburin



Aserbaidsschan ist ein Land mit reicher Kultur und bezaubernder Musik. Und Felszeichnungen. Von besonderem Interesse sind jene von Qobustan, Darstellungen von Menschen, die den «Yalli» tanzen. Die Aserbaidsschaner haben seit der Antike ein grosses Interesse für Musik und Tanz.

Die ältesten Funde im Zusammenhang mit der Musik sind in Qobustan entdeckte «Qavaldasch», das ist eine Art Tamburin aus einem Steinfragment. Wenn es angeschlagen wird, erzeugt es schlagzeug-ähnliche Klänge, aus diesem Grund wird es «Steintamburin» genannt. In Mingätschevir wurde ein ähnliches Musikinstrument, das «Balaban» gefunden.

Seit dem Mittelalter werden in Aserbaidsschan zahlreiche Musikinstrumente genutzt: Kamancha, Rübab, Santur, Kanon, Qopuz, Tschäng, Scheypur und mehrere Trommel-Arten, um nur einige Beispiele zu nennen.

Volkslieder, Tänze und Aschiqs – die Kunst des Geschichtenerzählens – haben einen besonderen Platz in der aserbaidsschanischen Musikkultur. 2003 wurde Mugham, das Fundament der aserbaidsschanischen Nationalmusik, in die Liste des mündlichen und immateriellen Erbes der Menschheit aufgenommen, seit 2009 steht Aschiqs auf der Liste des immateriellen Kulturerbes.

Farida Ferecli, 1988, ist in Sumqayt in Aserbaidsschan aufgewachsen und 2015 in die Schweiz gekommen. Sie hat Chemie und Ökologie studiert und lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter in Wittenbach.

Demokratisieren!

Mit Corona ist von einem Tag auf den andern der Raum für Gespräche verschwunden. Und wer ihn ausserhalb seiner Wohn-Blase sucht, muss auf die digitale Ebene umsteigen. Doch die Diskussion in sozialen Medien hat ihre Tücken, mit oder ohne Corona. Jeder geäusserte Gedanke bleibt schwarz auf weiss stehen und kann losgelöst von der Dialogdynamik, aus der er entstanden ist, kommentiert, geliked oder gehatet werden. Je komplexer das Thema, umso leichter lässt sich auch der Link finden, der die eigene Behauptung untermauert. Die Möglichkeiten für sich übertrumpfende Faktenchecks sind verlockend. Doch birgt ein solcher Schlagabtausch die Gefahr, dass die persönliche Betroffenheit neben einer vermeintlich klaren Sachlichkeit verblasst. Unsere Leidenschaft, von der die engagierte Debatte lebt, zeigt ohne körperliche Präsenz nur noch ihre eigene Fratze. Zurückbleibt das Zumutende, Obszöne, Anfechtbare und Unausgewogene, das keiner haben will.

Für die aktuelle Beklemmung in der Bevölkerung sehe ich zwei Hauptursachen: die Angst vor dem Pandemie-Supergau auf der einen Seite und auf der anderen die weitgehende Stilllegung des öffentlichen Lebens. Soweit ich mich und mein Umfeld bei der Verarbeitung dieser Bedrohungen beobachten kann, nehme ich verschiedene unbewusst und bewusst gewählte Strategien wahr. Diese finden ihre Entsprechung in den fünf Phasen, die Elisabeth Kübler-Ross für den Trauerprozess definiert hat: das Leugnen, der Zorn, das Verhandeln, die Depression, die Akzeptanz. Als Trauerphasen werden sie aufeinander aufbauend von der ersten bis zur fünften durchschritten.

In der Verarbeitung der aktuellen Krise – die ja kein eigentlicher Trauerfall ist – beobachte ich jedoch keine regelhafte Abfolge. Da die gewohnten Sicherheiten und Selbstverständlichkeiten ausfallen, klammert sich das bedrängte Bewusstsein an die Wirklichkeitsinterpretation, die ihm weniger bedrohlich erscheint. Da uns zwei sehr ungleiche Gefahren gleichzeitig herausfordern – die Pandemie als Angriff auf unsere Gesundheit und der Lockdown als Lahmlegung des gesellschaftlichen Lebens – wiegen wir je nach gewählter Strategie die eine Gefahr gegen die andere auf. Dadurch geraten wir sehr schnell in extreme Positionen und merken beschämt, dass uns das drängende Bedürfnis nach einer fairen Lösung von einem ethischen Dilemma ins nächste treibt.

Wer die «Akzeptanz» wählt, «leugnet» die Gefahren des Lockdowns. Wen die Freiheitsberaubung «zornig» macht, der «verhandelt» über die Gefährlichkeit des Virus. Und die «Depression» legt sich als diffuse Lähmung über alles, begleitet von der Angst, sich mit einer eigenen Meinung Feinde zu schaffen. Ich plädiere dafür, beide Gefahren ernst zu nehmen, mit der unangenehmen Nebenwirkung eines Dilemmas. Tun wir es trotzdem, trainieren wir dabei eine Kulturtechnik, die wir auch für künftige Herausforderungen brauchen. Sie hört auf einen klingenden und etwas umständlichen Namen: Ambiguitätstoleranz.

Die Situation verändern kann ich nicht. Mein Denken hingegen schon. Demokratisiere ich mein Denken, lerne ich, die widersprüchlichen Sichtweisen, Bedürfnisse, Nöte, die aus unserem Zusammenleben resultieren, als gleichwürdig nebeneinander auszuhalten. Und widerstehe der Versuchung, deine Wahrheit durch meine überschreiben zu wollen.

Demonstrieren!

Internationale Solidarität ist wichtiger denn je, in einer Zeit geschlossener Grenzen und national(istisch)er Tendenzen und Forderungen, möglichst unabhängig von Beschaffungen aus dem Ausland zu sein, möglichst viel selber zu produzieren. Internationale Solidarität ist wichtiger denn je, in einer Zeit, in der die SVP fordert, von den Geldern für die internationale Entwicklungszusammenarbeit Millionen für unsere inländische Wirtschaftshilfe abzugewenken.

Solidarität mit den Lohnarbeitenden aller Länder ist wichtiger denn je. Denn viele, namentlich in prekären Arbeits- und Erwerbsverhältnissen – und dazu gehören auch Selbständige, die in Kleinstfirmen mehr schlecht als recht über die Runden kommen –, sind gerade jetzt besonders gefährdet. Kurzarbeit mag zwar Arbeitsplätze erhalten, kürzt aber mickrige Löhne auf 80 Prozent des ursprünglichen Betrags, und trotz aller Stützungsmaßnahmen kommt es – auch bei uns – leider zu vielen Entlassungen. Solidarität statt Entlassungen!

Es braucht Solidarität mit all jenen, die ihre Arbeit nicht erst in der Corona-Krise, aber jetzt erst recht unter schwierigsten Bedingungen leisten. Solidarität mit dem Pflegepersonal, das in der Corona-Krise noch längere Arbeitszeiten und weniger Freizeit hat. Solidarität mit dem Verkaufspersonal. Für diese systemrelevanten Frauenberufe braucht es endlich eine Aufwertung und bessere Entlohnung.

An diesem 1. Mai gehen wir für einmal nicht auf die Strasse, doch wir vereinigen uns und kämpfen gemeinsam für sichere Arbeitsplätze, gute Arbeitsbedingungen und anständige Löhne. Die Solidarität bekunden wir mit roten Tüchern, die wir aus Fenstern und von Balkonen hängen, mit überdimensionierten 1. Mai-Bündeln und Plakaten, mit Videostatements in den Sozialen Medien. Das Ziel muss sein, die Corona-Krise als Chance zu nutzen, Solidarität zu verstärken und die Wirtschaft zu verändern!

Corona Frühling

Der März ist früh schon
 eingefahren grün spriessend
 knallgelb weiss verhalten rosarot
 das helle klare Licht wie nie
 es hat niemanden erstaunt niemand
 hat hingeschaut es ist Coronas
 frühes Jahr wir verschleiern Mund
 und Hände die Alten spüren es
 spür' es schmecke es es ist dein
 letztes frühes Jahr die Alten sollen
 die anderen die Starken vor sich
 beschützen in ihren Kammern
 bleiben nicht an den Blüten
 schnuppern die Pandemie ist
 irgendwann vorbei die Generation
 ist abgehakt die wenigen
 die bis zuletzt gestänkert haben
 gegen soziale Willkür Bonzen
 Wüstenei Geldschneiderei
 das graue immer dümmere Allerlei:
 ihr seid abgeräumt euer
 Jahrhundert sagt good-bye
 nichts wird sein mehr wie zuvor

Jochen Kelter

Zürich, Covid-19, Woche 1

Balkon & Smartphone sind Gold wert die Tage
 Die Millennials von gegenüber spielen Dart
 & an der Martastrasse übt eine smarte
 Meerjungfrau
 Den Befreiungsschlag aus ihrer Badewanne
 Draussen aber fliessen Wasser & Seife
 Vorwiegend über angegriffene Hände
 Von Ärztinnen, Pflegern & Laboranten
 Von Kassiererinnen, Bauarbeitern & Sanitätssoldaten
 Von Angestellten des Sozial- & des Arbeitsamts
 Nicht zuletzt: Von Bundesrätinnen, von Bundesräten
 Draussen aber platzen
 Sorgen & Intensivstationen
 Womöglich bald aus ihren Nähten
 - sagt der Live-Ticker
 Denen drinnen
 Viral bedingt gehen wir auf Distanz
 Virtuell verbunden sind wir uns nah
 & irgendwann wird das Umarmen fehlen

Claire Plassard, 21. März 2020

St.Gallen, Covid-19, Ende der Woche 4

Mir fehlt es schon jetzt
 Das Umarmen
 Mit dem Hauch eines Duftes
 In der Nase
 Mit dem Bisou
 Auf die rechte, dann
 Auf die linke Wange &
 Wieder auf die rechte
 Trois fois - echt schweizerisch
 Das fehlt mir
 & es fehlt mir
 Meinen Freunden
 Die Hand zu schütteln
 Aug in Auge mit ihnen
 Zu bechern, ihnen
 Die Hand auf die Schulter
 Zu legen, einen Knuff in die Seite
 Zu rammen & dabei hell
 Aufzulachen & - sie gleichfalls
 Zu umarmen
 & es fehlen mir
 Meine Pappenheimer
 Keine sokratischen Tänze
 Keine Schule im Wald mehr
 Keine Vorträge, Diskussionen
 Mehr in meinem Schulzimmer
 Nur auf flachen Bildschirmen
 Sehe ich sie noch, wir lachen zwar
 Fast wie gewohnt - doch es fehlt
 Eine ganze Dimension

Florian Vetsch, 12. April 2020

Generationen – Der Fragebogen

- 1 Fühlst du dich jünger, als du bist?
Oder wechselt das?**
- 2 Wie wärst du gern im Alter?**
- 3 Wie hast du dir früher vorgestellt,
wie du einmal sein wirst? Und wie ist
es herausgekommen?**
- 4 Von jetzt aus gesagt: Wie wärst du
gern gewesen als junger Mensch?**
- 5 Magst du dich heute so, wie du mit
20 warst?**
- 6 Zu welcher Generation zählst du dich?**
- 7 Magst du die Alten?
Oder nur manche? Welche?**
- 8 Magst du die Jungen?
Oder nur manche? Welche?**
- 9 Was schätzt du an Kindern?**
- 10 Was heisst das für dich: eine
«enkeltaugliche» Welt? Und was
trägst du dazu bei? Oder ist das
keine Perspektive für dich?**

«Du bist noch jung.» – «Der richtige wird schon noch kommen, du wirst sehen.» Warum die Boomer endlich mal chillen sollen. Von Aglaja Bohm

18

Danke, Boomer-Väter! Unsere Probleme sind gross genug, wir wollen nicht auch noch euren unausgelebten Schmerz ausbaden. Von Tobit Brüllmann

19

Warum es neue Generationenverträge braucht, worin sich alte und neue Jugendbewegungen unterscheiden und warum immer mehr Junge konservativ ticken. Generationenforscherin Pasqualina Perrig-Chiello im Interview. Von Roman Hertler

20

Heute sind Mehrgenerationen-Projekte gefragt – wenn auch in der Ostschweiz noch weit vom «Boom» entfernt. Ein Rundgang. Von Peter Surber

24

Uns fehlt die «Elder»-Kultur. Und was wir von indigenen Völkern lernen können. Von Ursula Popp

27

Die Welt verändert sich, das verunsichert Alt wie Jung. Und die Rechten profitieren davon. Die Sozialwissenschaftler Stefan Paulus und Axel Pohl im Interview. Von Corinne Riedener

30

Hey, Generation Silent, X, Z, Boomer und Millennials: Lacht wiederum über euch selber, wir liefern die Memes dafür! Von Julia Kubik

34

Fotografien von Georg Gatsas



Jiajia Zhang, 1981

- 1 Seit ich mein erstes Studium (Architektur) abgeschlossen habe und gleich im Anschluss nach NY ging, um Fotografie zu studieren, fühle ich mich so etwas wie «erwachsen». Seither gab es nur ein stream-of-consciousness-artiges Weiterleben, das ich gefühlsmässig nicht unbedingt mit fixen Zahlen validiere. Je nach Tageszeit schwankt es zwischen 5 und 55 Jahre alt.
- 6 Millennials.
- 9 Ihre Zeitlosigkeit, ihren Stil, ihren Sinn für Unsinn.



Maximilian Kaspar, 2001

- 2** Im Alter wäre es für mich wichtig, jüngere Menschen immer noch zu verstehen und nicht zu vergessen, an andere zu denken. Aber vor allem will ich glücklich darüber sein, wie positiv sich die Welt verändert hat.
- 7** Das Alter hat für mich keinen Einfluss darauf, ob ich eine Person mag. Es sind andere Aspekte, welche mir wichtig sind. Trotzdem habe ich das Gefühl, dass sich mit steigendem Alter mehr Differenzen zwischen meiner persönlichen Meinung und deren Meinung bilden.
- 10** Für eine «enkeltaugliche» Welt braucht es eine bewohnbare und friedliche Welt. Auf welcher die Grundbedürfnisse für alle gedeckt werden können. Um dazu beizutragen, versuche ich mir bewusst zu werden, was mein persönlicher Einfluss ist, damit ich dementsprechend an mir selbst arbeiten kann.

Mir wurde, wie den meisten Kindern, beigebracht, dass man Respekt haben solle vor den Älteren. Gegen Respekt ist auch nichts einzuwenden, jedoch ist mir in meinen Jugendjahren und als junge Erwachsene aufgefallen, dass selbst in dieser Floskel ein Disconnect der Interpretation zwischen den jungen und den älteren Menschen besteht.

Respekt zu haben bedeutet nicht, dasselbe auszuprobieren, was vor 30 Jahren funktioniert hat. Ich habe mich schon in jungen Jahren ideologisch vom Status Quo distanziert und versuche, meinen Lebensentwurf ausserhalb der gesellschaftlichen Erwartungen zu gestalten. So lagen mir die Vorstellungen von Familie gründen, das ganze Leben im selben Job (un)zufrieden sein und stereotypes weibliches Aussehen immer fern.

Ich habe die Idee eines autonomen Lebens, ohne Schuldgefühle irgendjemandem gegenüber, immer offen ausgelebt und auch darüber geredet. Bei den Gleichaltrigen stiess ich eigentlich nie auf Probleme, jedoch trafen meine Vorstellungen bei den ü40ern auf Gelächter. Es war meistens nicht einmal Wut oder Ablehnung, sondern ein bemitleidendes Lächeln und Sätze wie: «Du bist noch jung, du wirst sehen, schlussendlich wirst du so wie ich.»

Auch das Lebenserfahrungsargument hörte ich oft: «Ich bin schon länger auf dieser Erde, deshalb weiss ich besser, wie das Leben funktioniert.» So sehr ich friedlich versuchte zu versichern, dass ich überzeugt sei, es gebe Möglichkeiten, ein anderes Lebenskonzept wie das ihre zu entwerfen – es nützte nichts. Darum rede ich mit älteren Leuten nicht mehr gleich offen über meine Ziele und meine Lebensphilosophie wie früher, denn sie wissen es so oder so besser.

Ich spreche niemandem seine Lebenserfahrung ab. Aber es stört mich, dass es keine Möglichkeit gibt, ein Gespräch auf Augenhöhe zu führen. Man muss mir nicht zustimmen, man muss es nicht befürworten, aber was ich von einer erwachsenen Person erwarte, ist: einfach zuhören, ohne die eigene Meinung oder vielleicht sogar Reue auf mich zu projizieren.

Jede Generation ist anderen Umständen und Einflüssen ausgesetzt, denn so kommen wir vorwärts, statt die ganze Zeit auf der Stelle zu treten. Es ist doch positiv, dass sich manche Frauen gegen Kinder und für die Karriere entscheiden, wie auch ich. Trotzdem fühlt sich jeder ältere Mensch dazu verpflichtet, mir zu sagen, dass ich ja «noch jung»

sei und sich das alles «mit dem richtigen Partner» noch ändern könne. Und überhaupt: Diese Frauen, die keine Kinder wollen, seien immer die, die dann als erste Kinder bekämen.

Ich bin ausgebildete Detailhandelsfachfrau im Bereich Parfümerie und Pflege und habe den ganzen Tag mit Menschen zu tun, die in der Regel zwischen 40 und 90 sind. So werde ich zum Beispiel immer noch mit Fräulein angesprochen, und manchmal wollen Kund*innen nicht von mir bedient werden, da ich noch nicht 30 bin. Es ist meistens eine Welle aus Verniedlichung oder Abscheu, die mir entgegenschlägt. Es variiert zwischen ignorieren, mich wie die eigene Tochter behandeln oder tiefer Verachtung gegenüber meinem Make-up, der Kleidung, die ich trage, und der Art und Weise, wie ich auftrete.

Eine ungefähr 80-jährige Frau, die zuerst kühl und ablehnend war, stellte nach einer Viertelstunde erstaunt fest: «Sie kennen die Produkte hier ja wirklich gut!» Im Verlauf des Verkaufsgesprächs wurde sie immer herzlicher und wärmer, bis sie sich am Schluss sogar mit dem Namen verabschiedete. Natürlich muss ich erwähnen, dass es auch sehr dankbare Kund*innen gibt, in der Regel werden sie aber alle lieber von den 20 Jahre älteren Mitarbeiter*innen bedient.

Es frustriert mich zu sehen, dass diese Menschen, die die erste und zweite Welle des Feminismus erlebt haben, immer noch denken, dass Frauen die Entscheidungsfähigkeit eines Kindes haben. Die jungen Frauen heutzutage erfinden sich neu, wenn es um berufliche Ziele, Sexualität und Beziehungen geht. Leider habe ich manchmal das Gefühl, dass die christliche Prägung der meisten Babyboomer immer noch in unserer Politik und unserem sozialen Verständnis mitschwingt. Nur mit dem Ziel, die jungen Leute von heute aufzuhalten und auf den «rechten Weg» zurückzuführen.

Ich würde ja gerne den Dialog zu der älteren Generation öffnen und den Austausch verstärken, jedoch ist das für mich nur dann möglich, wenn kein belehrender Unterton mitschwingt. Wir jungen Leute sind facettenreich und müssen uns zu rechtfinden in dem Zeitalter der Digitalisierung und der anhaltenden Regentschaft der alten weissen Männer. Wir werden unsere Erfahrungen machen und unsere Lektionen erteilt bekommen und daraus lernen. Ich bin mir ziemlich sicher, sie werden sich von denen der ü40er unterscheiden.

Ich habe fast dreieinhalb Jahre auf dem Bau gearbeitet. Kurz gesagt: ein permanenter Penisvergleich in allen Testosteron-Olympiaden, die es gibt. Sei es beim Grillen im Sommer, wenn man einen Grill auf dem Bau hat, oder bei der Zigipause, wenn mal alle Bauherren weg sind.

An solchen Events ist es super wichtig, immer seinen Scheiss zu allem dazuzugeben: Wie man jetzt das Stück Fleisch mit der Grillzange aufheben muss oder ob die Flammen, die durch den Rost zum Fleisch züngeln, noch eine extra Note «Fleisch» brauchen oder nicht.

Auch dass man Frauen, die in Hotpants herumlaufen, nachpfeift, gehört dazu. Allgemein muss man(n) eine gewisse Permageilheit ausstrahlen, die gerne mal in Vergleiche wie «Frau gleich Fleisch» ausarten. Natürlich darf man auch die wilden Sex-Geschichten nicht vergessen, die mehr den martialischen Vorstellungen der Erzähler entsprechen als irgendeiner Realität.

Wie die Männer der alten Generation die Hierarchien festlegen, kann man an folgendem Beispiel krass aufzeigen: Die dummen Sprüche und das Nachpfeifen sind erst dann okay, wenn das auch einer macht, bei dem allgemein bekannt ist, dass er mehr verdient als der durchschnittliche Arbeiter. Diese Form des gegenseitigen Messens wird einem schon als kleiner Junge beigebracht.

Das Problem daran ist, dass alles, was man(n) besitzen kann, auch von Männern besessen wird. Der Frau hingegen wird alles abgesprochen, da das Besitztum männlich ist. Lediglich die Welt der Emotionen wird ihr zugesprochen. Natürlich liegt diese dem Mann fern. Das hat leider dazu geführt, dass wir jetzt mehrere Generationen von Männern haben, die ihren Schmerz, den sie seit der Kindheit in sich tragen, nicht zeigen können. Als Mann weint man nicht ... Aber fuck off: Ich fühle, also bin ich!

Die Babyboomer-Generation erlebte den wirtschaftlichen Aufschwung, der vor allem den Männern zugutekam und den Materialismus und den finanziellen Reichtum als Statussymbol im Männlichkeitsbild manifestierte. So verstärkte sich die Abwesenheit des Vaters in der Familie und damit auch die emotionale Entfremdung in Vater-Sohn-Beziehungen. Die Rolle des Vaters ist nicht die der emotionalen Unterstützung und Anwesenheit, sondern die stoische und harte Hand, die einem zeigt, was es bedeutet, ein echter Mann zu sein.

Dieses Absprechen von Emotionen führt dazu, dass man als Junge ständig verprügelt wurde und ins Kinderzimmer rannte, nur damit niemand einen weinen sehen kann. Dieses Verhalten wird umso extremer, je älter Mann wird. Das geht so weit, dass man(n) nicht einmal mehr das Weinen alleine im Zimmer zulässt.

Je länger man sich dieser Form der Selbstpeinigung aussetzt, desto mehr verliert man den Kontakt zu sich selbst und zu dem, was man fühlt, bis dir am Ende nur noch zwei Formen der Reaktion übrigbleiben: Wut und Hass. Dabei müssten die Männer nur einmal an der Schulter eines Menschen sein, der ihnen zuhört und sie nicht verurteilt. Diese Rolle müssen Männer dringend auch untereinander übernehmen, denn bislang trugen die Frauen immer diese Last. Als kleiner Junge ging man auch immer zu Mama, um zu weinen, weil sie einem den Kuss und die Umarmung gab, die man damals so dringend brauchte.

Danke an alle Boomer-Väter, denen man nie genügen kann, obwohl man ein Teil von ihnen ist! Trotz all dem haben sie immer noch das Gefühl, die jüngere Generation wäre ihnen etwas schuldig und die Jungen seien doch alles verweichlichte Schneeflocken.

Nein, wir sind die erste Männer-Generation, die ehrlich zu sich ist und einsieht, dass uns die herrschenden Rollenbilder kaputt machen. Darum ist es unsere Aufgabe, es anders und besser zu machen. Denn unser Schmerz und unsere Probleme sind gross genug. Da brauchen wir euren nicht ausgelebten Schmerz, der sich nun als Frust gegenüber uns Jungen zeigt, nicht auch noch zu ertragen.

«Wir müssen endlich die ungleichen Ressourcen statt die Altersunterschiede thematisieren»

Entwicklungspsychologin und Generationenspezialistin Pasqualina Perrig-Chiello kritisiert, dass sich der mediale Diskurs in der Coronakrise auf die Alten eingeschossen hat. Im Interview erklärt sie, weshalb es neue Generationenverträge braucht, worin sich alte und neue Jugendbewegungen unterscheiden und warum immer mehr Junge konservativ ticken. Interview: Roman Hertler

Saiten: Trotz Coronakrise grillieren Gruppen von Jugendlichen und Familien mit Kindern an den Waldrändern. An ihnen spazieren unbekümmerte Rentner vorüber, also die Risikogruppe. Was macht die Ausnahmesituation mit den Generationen?

Pasqualina Perrig-Chiello: Wir durchleben kollektiv eine Ausnahmesituation, welche uns unabhängig von Alter und Generationenzugehörigkeit an unsere Grenzen bringt. Und ja, es gibt sowohl junge wie alte Menschen, welche die Situation verkennen. Das ist nicht eine Frage des Alters, sondern der Persönlichkeit und der sozialen Kompetenz. Im medialen Diskurs hat man sich jedoch auf die Alten eingeschossen. Ganz offensichtlich fördert die angespannte Lage latent dagewesene negative Altersbilder zutage.

Das «St.Galler Tagblatt» schlägt vor, die Senioren sollten einen «Solidaritätsbeitrag» zur Mitfinanzierung der volkswirtschaftlichen Lockdown-Schäden entrichten. Was halten Sie von solchen Geistesblitzen?

Das zeigt, wie wenig die Generationen wirklich voneinander wissen. Eine Tatsache, die in der Forschung seit Jahrzehnten beobachtet wird. Man hat auf gesellschaftlicher Ebene kaum Berührungspunkte und es fehlt eine Kultur des Dialogs und des gemeinsamen Handelns. Man erwartet also einen Solidaritätsbeitrag von Senioren? Ausgerechnet von jener Gruppe, der wir wesentlich unseren heutigen Wohlstand verdanken? Ausgerechnet von jener Gruppe, die in der reichen Schweiz zunehmend von Armut betroffen ist? Jede achte Person im Pensionsalter ist von Armut betroffen – insbesondere Frauen.

Ein anderer Vorschlag zielt dahin, dass das Stimmrecht ab 65 Jahren abgeschafft oder zumindest eingeschränkt wird, weil im Wesentlichen über die Zukunft der Jüngeren bestimmt wird.

Man muss sich schon fragen, was das denn für ein Verständnis von Demokratie ist. Fakt ist, dass es keine Gerontokratie gibt. So sind Senioren (70 plus) in der vereinigten Bundesversammlung 2020 gerade mal mit zwei Personen vertreten. Dies, obwohl diese Altersgruppe 17 Prozent der Schweizer Wohnbevölkerung ausmacht. Im Übrigen sind alte Menschen keine einheitliche politische Gruppe – ganz im Gegenteil.

Verschärft sich aktuell der «Generationenzwist»?

Im Alltag erlebt die Schweiz allen medialen Diskursen zum Trotz eine beachtliche intergenerationale Solidarität – vor allem innerhalb, aber auch ausserhalb von Familien. Jüngere Leute bieten ihren Nachbarn Hilfe an, eine Hilfe, die zumeist dankbar entgegengenommen wird. Vielleicht bietet die Coronakrise eine Chance, um dieses Nichtwissen ab- und eine differenziertere Wahrnehmung aufzubauen.

Seit einigen Monaten macht der Ausdruck «ok, Boomer» die Runde. Wollen die Jungen den Alten nicht mehr zuhören? Und warum sollten sie es doch tun?

Solche Slogans sind Zeichen von Hilflosigkeit und Gift für den so notwendigen Generationendialog. Einander zuzuhören, die Meinung des anderen zu kennen, ist notwendig, um sich selber positionieren zu können, um die eigene Identität zu definieren. Das bedingt allerdings von beiden Seiten Respekt für die jeweilig andere Sichtweise – und dieser fehlt manchmal auf beiden Seiten.

Ein vielzitatierter Begriff ist die «Überalterung der Gesellschaft». Wie beeinflusst der demografische Wandel die Beziehungen der Generationen untereinander?

Der Begriff «Überalterung» ist ein Unwort. Wer hat denn hier das Recht zu definieren, wie viele Alte und wie viele Junge es in einer Gesellschaft geben soll? Klar, der demografische Wandel macht die Generationenverhältnisse, die Beziehungen untereinander komplexer. Auf familialer Ebene überwiegen die positiven Auswirkungen – gegenseitige Sorge, Grosseltern hüten die Enkelkinder. Auf gesellschaftlicher Ebene gilt es verschiedene Herausforderungen zu meistern – insbesondere die Finanzierung der Sozialwerke.

Brauchen wir einen neuen «Generationenvertrag»?

Generationenverträge müssen je nach gesellschaftlichen Realitäten neu ausgehandelt werden. Dies betrifft sowohl den kleinen Generationenvertrag, welcher die familialen, intergenerationellen Hilfe- und Unterstützungsleistungen umfasst, als auch den grossen, welcher sich auf die sozialstaatlichen Massnahmen und kollektive Formen der sozialen Sicherheit bezieht. Seit Jahren fokussiert die Debatte einseitig die ökonomische Belastung der nachrückenden Generationen durch die jetzige Altengeneration. Dabei werden die realen und monetären privaten Transfers zwischen den familialen Generationen ausgeblendet. Und die sind sehr gross – so beträgt der wirtschaftliche Wert der Kinderbetreuung durch Grosseltern in der Schweiz 8,1 Milliarden Franken pro Jahr.

Die Rollenbilder haben sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert, zumindest im Alltag. Politik und Wirtschaft in der Schweiz hinken bezüglich Aufwertung von Care-Arbeit aber hinterher. Woran liegt das?

Generationenthemen sind immer auch Genderthemen – das wird leider im öffentlichen Diskurs kaum wahrgenommen. Frauen sind generell mit hohen familialen und gesellschaftlichen Solidaritätserwartungen konfrontiert. Sie sind für den Zusammenhalt der familialen Generationen verantwortlich und garantieren damit den kleinen Generationenvertrag. Ihre Care-Arbeit – sei es

als Mutter, Partnerin, Tochter, Grossmutter – ist nicht eine blosse Privatangelegenheit, sondern von höchstem volkswirtschaftlichem Nutzen. Hier ist ein Umdenken dringend nötig, denn viele Frauen kommen aufgrund des gesellschaftlichen Wandels zunehmend an ihre Grenzen und werden viel bislang Selbstverständliches nicht mehr erbringen können und wollen.

Babyboomer, Generation X, Generation Y oder «Millennials», Generation Z: So lautet die gängigste Generationeneinteilung. Macht eine solche Kategorisierung für Sie Sinn?

Auch wenn die gemeinsame Lebenszeit und die damit verbundenen gesellschaftlichen Bedingungen eine Generation prägen und solche Kategorisierungen rechtfertigen mag, gibt es grosse individuelle Unterschiede aufgrund von Persönlichkeit, Bildung und sozialer Schicht. Daher erachte ich solche Generationenetiketten als zu stark verallgemeinernd.

Um doch noch kurz bei den gesellschaftlichen Bedingungen zu bleiben: Welche Generation wächst gerade heran? Was kommt nach dem «Z»?

Wir sollten aus genannten Gründen aufhören, die Leute nach ihrem Alter und ihrer Generationenzugehörigkeit zu klassifizieren. Was sich dennoch über die jüngste Generation sagen lässt, ist, dass sie nach wie vor viele Möglichkeiten der Lebensgestaltung hat, gleichzeitig aber mit ebenso vielen Unsicherheiten in Beruf (Top or Flop und Hire-and-Fire-Mentalität) oder Partnerschaft und vor allem mit einer immer grösser werdenden Ungleichheit bezüglich Bildungschancen konfrontiert ist. Das bedeutet für die Verlierer dieser in der Schweiz ausgeprägten Chancenungleichheit bedeutsam verminderte Markt- und Lebenschancen.

Stimmt der Eindruck, dass die Babyboomer gerne ihre eigene Geschichte schreiben und diese auch gerne etwas verklären? Befassen sich jüngere Analytiker nüchterner mit älteren Generationen?

Jede Generation schaut gerne mit verklärtem Blick auf die eigene Jugend zurück. Die Tendenz, mit zunehmendem Alter die jungen Jahre wieder aufleben zu lassen, sich auf die dichte Zeit der eigenen Identitätsfindung zu besinnen, ist empirisch gut belegt. Auch künftige Generationen werden wohl mit Nostalgie auf ihre eigenen Jugendjahre zurückblicken – die Bilder einer Zeit heraufbeschwören, in der sie voller Hoffnungen und Träume waren. Das ist eine Frage des Alters und nicht der Generationenzugehörigkeit.

Gab es schon immer Generationenkonflikte? Muss die Jugend rebellieren?

Generationenkonflikte gab es immer und überall – das ist historisch bestens dokumentiert. Früher wie heute ist die Abgrenzung zur Elterngeneration immanenter Bestandteil individueller und gesellschaftlicher Entwicklung. Jahrtausende lang war es der Anspruch der älteren Generation, ihr kulturelles und materielles Erbe nachhaltig zu wahren und den kommenden Generationen weiterzugeben. Diese Verpflichtung war jeweils begleitet von der Sorge und häufig auch vom kritischen Argwohn, dass die jüngere Generation dieses Erbe auch schätzt und richtig nutzt. Im Gegenzug muss die jüngere Generation ihren Platz in der Gesellschaft finden; dass sie dabei selbstbestimmte Ziele setzt und eigene Massstäbe ausloten und definieren muss, ist nicht verwunderlich. Das war früher so und so ist es noch heute: Generationenbeziehungen sind nicht per se harmonisch, sondern sie müssen jeweils von Neuem definiert und ausgehandelt werden.

Die Klimabewegung wirkt dennoch handzahmer als etwa die Revolten der 1960er- oder der 1980er-Jahre. Oder täuscht der Eindruck?

Die Klimajugend macht auf ein wichtiges Problem der heutigen Welt aufmerksam. Sie pocht auf das Recht auf eine gute und lebenswerte Zukunft. Aber das ist nicht bloss ihre eigene Sorge, sondern auch diejenige vieler anderer. Dies unterscheidet sie etwa von der Revolte der 60er-Jahre der Babyboomer, die sich gegen die autoritären Strukturen im Elternhaus und in der Gesellschaft richtete und somit ein genuines Generationenproblem ansprach.

Es gibt sie zwar, die «Klimaseniorinnen». Dennoch zeigt sich etwa die Klimajugend frustriert darüber, dass viele «ältere Semester» an ihrem ressourcenverschwenderischen und naturzerstörenden Lebensstil festhalten wollen. Oder ist das gar keine Generationenfrage?

Ressourcenverschwendung und Naturzerstörung sind wohl eher kennzeichnend für das ungebremsste Wachstum und die Globalisierung einer Wirtschaft, deren primäres Ziel die Gewinnmaximierung ist. Das hat weder mit dem Alter noch mit der Generationenzugehörigkeit zu tun. Wer fährt denn SUV und jettet für beruflichen Erfolg und Selbstverwirklichung rund um den Globus? Senioren sind verschiedenen empirischen Studien zufolge beispielsweise besser informiert und eher für höhere CO₂-Abgaben als jüngere Altersgruppen. Wir sollten endlich dazu übergehen, die ungleichen Ressourcen statt die Alters- und Generationenunterschiede zu thematisieren!

Gibt es so etwas wie «altes» und «junges» Denken, vielleicht im Sinne von «konservativ» versus «progressiv»?

Solche Aussagen sind nicht nur extrem pauschal, sie sind schlichtweg falsch. Fakt ist nämlich, dass viele Junge sehr konservativ sind. So beobachten wir in unserer Gesellschaft seit Jahren eine Retraditionalisierung von Ehe und Partnerschaft. Kniefall, Verlobungen und Polterabend waren etwa in den 60er- und 70er-Jahren ein absolutes spiessbürgerliches No-Go, heute sind sie Standard. Vermutlich sehnen sich die Jungen in einer Welt, in der alles jederzeit möglich, aber nichts sicher ist, nach mehr Verbindlichkeit und Konstanz. So oder so: Das Gegensatzpaar «progressiv – konservativ» als Differenzierungsmerkmal zwischen Alt und Jung greift, spätestens seit die Babyboomer ins Alter gekommen sind, zu kurz.

Sie schreiben in Ihrem Buch *Die Babyboomer* unter anderem, dass starre Altersgrenzen im Zuge der «Destandardisierung des Lebenslaufs» zunehmend infrage gestellt werden. Was meinen Sie damit?

Die zunehmende Destandardisierung des Lebenslaufs widerspiegelt den grossen Individualismus einer Gesellschaft, die so viele Optionen möglich macht. Aber auch wenn das kalendarische Alter für den Einzelnen an Bedeutung verloren hat, so sind Alter und Generationenzugehörigkeit auf gesellschaftlicher Ebene nicht obsolet geworden. Man denke nur an die Diskriminierung der 50plus-Jährigen auf dem Arbeitsmarkt. Daher sind Generationendebatten nötiger denn je. Ein konstruktives Miteinander muss ausgehandelt und auf familialer und gesellschaftlicher Ebene diskutiert werden – und dazu braucht es Lösungsmöglichkeiten jenseits von Konfliktdiskursen.



Pasqualina Perrig-Chiello, 1952 ist emeritierte Professorin für Entwicklungspsychologie. Sie dozierte und forschte an der Universität Bern unter anderem in den Bereichen Entwicklungspsychologie der Lebensspanne und familiäre Generationenbeziehungen. Sie hat ein interdisziplinäres nationales Forschungsprogramm zu Generationenbeziehungen geleitet, war Herausgeberin des *Generationsberichts Schweiz* (2008) sowie Mitherausgeberin des *Sozialberichts Schweiz. Fokus Generationen* (2016). Zusammen mit François Höpflinger hat Perrig-Chiello 2009 das Buch *Die Babyboomer – Eine Generation revolutioniert das Alter* veröffentlicht.

Roman Hertler, 1987, ist Saitenredaktor.



Tanita Bürge, 1999

- 1 Wie alt ich mich fühle, ist abhängig von der Situation und dem Gegenüber. Ich glaube, das ist normal. Ob ich mich jedoch erwachsen fühle, kann ich noch weniger sagen. Wahrscheinlich ist das Gefühl, erwachsen zu sein und sich dementsprechend zu fühlen, ein Mythos, den man als Kind kreiert hat. «Die» Erwachsene oder «den» Erwachsenen gibt's ja gar nicht. Wichtiger ist es, sich kennen zu lernen, seiner selbst sicher sein. Und das kommt, glaube ich, fortlaufend mit dem Alter.
- 2 Älter werden und dann im «hohen» Alter angekommen sein: Das ist ein noch ungreifbarer Gedanke für mich. Ab wann bin ich denn alt? Ich bin jetzt gerademal 21 Jahre lang auf dieser Erde und weiss noch nicht einmal, was in fünf Jahren sein wird. Konkrete Wünsche habe ich bis dahin darum nicht. Natürlich möchte ich gerne gesund und glücklich bleiben, aber das erhoffe ich mir über meinen ganzen Lebensweg. Wenn dann das «Alter» eintrifft, wünsche ich mir, fähig zu sein, mit dem weiterzumachen, was mich begeistert, um die Leidenschaft am Leben zu halten.
- 7 Sehr! Wahrscheinlich mögen einige behaupten, es sei die Weisheit, von der alle sprechen, die ältere Personen so interessant macht. Ich mag aber vor allem die, die viel zu erzählen haben. Am liebsten lasse ich mir Geschichten erzählen; das gibt mir ein Gefühl von Beständigkeit, Leben und Nostalgie. So banal und skurril die Geschichten auch sein mögen: Es lohnt sich zuzuhören.



Markus Studhalter, 1943

- 1 Eindeutig ja.
Ich denke: die Jahrringe sind das eine und das Sich-Fühlen das andere. Ich bin froh, dass das Knacken im Gebälk die Ausnahme ist und vor allem – um im Bild zu bleiben – dass der Dachstock sich noch sehr intakt zeigt. Und trotz gewollter Verlangsamung: die Altersweisheit eilt mir hinterher, aber ich bin immer noch schneller ...
- 4 Mutiger hätte ich sein sollen – ich ging fast allem aus dem Weg, was ich als heikel oder gar gefährlich einschätzte. (Das habe ich dann wohl in Paris im Mai 68 etwas überkompensiert...). Und ich hätte mich mögen sollen so, wie ich eben war – ich dachte viel zu lange, sein zu müssen wie andere, denen vermeintlich Erfolge und Sympathien nur so nachgeworfen wurden.
- 8 Ja, ich mag die Jungen. Da ist so viel Energie, so viel Phantasie, so viel Offenheit. Mag sein ich bin blauäugig – glaube ich aber nicht. Mühe habe ich mit dem ganz kleinen Teil der Jugendlichen, die diese Qualitäten nicht haben / nicht zu haben scheinen und dumpf und ohne Ziel im seichten Wasser dümpeln. Aber auch sie kann man noch in Fahrt bringen, sicher!

Altersdurchmischt und enkeltauglich

Dass Alte und Junge zusammenwohnen, nicht aus Notwendigkeit, sondern aus Überzeugung: Das wäre noch eine Generation früher kaum denkbar gewesen. Heute sind Mehrgenerationen-Projekte gefragt – wenn auch in der Ostschweiz noch weit vom «Boom» entfernt. Ein Rundgang. Von Peter Surber

Die Stelle ist fantastisch, Blick über die ganze Stadt St.Gallen, die Abendsonne beleuchtet die Äste der Linde, unter der wir uns – mit gebotenem Corona-Abstand – treffen: Ruth Bärlocher, Oriana Kriszten und Angelika Thürlemann. Es fehlt die Familie Rossi, Nadia, Daniel und die Kinder Sophia, Leon und Philipp. Die Kinder sind in den Ferien, die Mutter ist im Spital, sie bringt in diesen Stunden ihr viertes Kind zur Welt. Das Baby wird das Leben im Mehrgenerationenhaus verändern, davon sind die drei Mitbewohnerinnen überzeugt. Die Vorfreude ist unüberhörbar.

Direkt beim Platz mit der Linde steht das Haus, 1911 erstellt in zeittypisch verspielter Holzbaumanier als Pionierbau einer geplanten Gartenstadt im Grünen, deren Pläne sich mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs zerschlugen. Angelika Thürlemann zog hier vor rund zwanzig Jahren ein mit ihren zwei Kindern.

Im Studium stiess sie für ihre Bachelorarbeit auf die Thematik des Mehrgenerationenwohnens. Was zuerst nur Theorie war, faszinierte sie zusehends; inzwischen wohnte sie allein im Haus, fand Kontakt zur Ostschweizer Genossenschaft Mehrgenerationenprojekte (MGP-Ost), und es gelang, die Stadt als Besitzerin des Hauses zu überzeugen: Sie trat das Haus im Baurecht an die Genossenschaft ab. Aus dem Zwei- wurde ein Vierfamilienhaus plus Studiowohnung, welche als Gemeinschaftsraum genutzt wird, und aus dem Alleinwohnen ein Projekt, das Angelika Thürlemann bis heute begeistert mit seiner «kunterbunten Mischung» von Individuen, Lebensentwürfen und Generationen.

Oriana Kriszten, Geigerin im Sinfonieorchester St.Gallen, kam dagegen eher zufällig in die Notkersegg, auf der Suche nach einer schön gelegenen und zahlbaren Wohnung. Etwas Spezielles sollte es sein, mit Natur rundherum und nicht bünzlig, sagt sie lachend. Das sei im Mehrgenerationenhaus definitiv der Fall: «bünzlig» wohne hier niemand; das nicht ganz Aufgeräumte, nicht Geschniegelte, etwas «Hexenhüslhafte» gefällt ihr. Und Geige üben? Geht problemlos, sagt sie. Aber natürlich gehöre es dazu, Rücksicht zu nehmen.

Ruth Bärlocher, die Älteste im Haus, engagiert sich auch im Vorstand der Genossenschaft Mehrgenerationenprojekte. Ihre Motivation war simpel: Sie sei schlicht «nicht der Typ, allein zu sein». Die Mitbewohnerinnen bestätigen: Bei Ruth sei «immer etwas los». Ein Wohnprojekt wie dieses

habe sie schon seit vielen Jahren gesucht, denn: «Ich will nicht allein alt werden.» Wenn nicht grad Corona herrscht, spielt sie Improvisationstheater und hat mit Kindern aus der Nachbarschaft einen Impro-Nachmittag eingeführt. Die nächste Aufführung wäre für den «Tag der Nachbarn» Ende Mai geplant. Aber aktuell verkleinert der Virus den Nachbarschafts-Radius schmerzhaft.



Die Hausgemeinschaft in der Notkersegg. (Bild: pd)

Der Mehrgenerationen-Motor

«Nicht allein alt werden»: Mit diesem Bedürfnis ist Ruth Bärlocher in bester Gesellschaft. Gemäss Hochrechnungen wird im Jahr 2035 jede vierte Person in der Schweiz über 65 Jahre alt sein – und davon wiederum ein Drittel über 85 Jahre alt. Das ruft nach neuen Konzepten wie Mehrgenerationen-Häuser, ist MGP-Ost überzeugt: «Unsere Gesellschaft verändert sich laufend: Wir werden gesünder älter und sind mobiler», schreibt sie in ihrem Leitbild. Einerseits nehme die Anonymisierung zu, andererseits entstehe ein neuer Zusammenhalt. «Ein Mehrgenerationenprojekt oder besser ein «Mehrgenerationen-Leben» erweist sich dabei zunehmend als Motor. Kinder und Betagte, Familien und Alleinstehende, Gesunde und Kranke bilden lebendige Nachbarschaften: Leben und Wohnen am gleichen Ort, Begegnung und Unterstützung in alltäglichen Situationen – das Miteinander der Generationen fördert die Weitergabe von Alltags- und Sozialqualitäten.»

Überzeugende Sätze – und trotzdem gibt es in der Ostschweiz bisher nur wenige explizite Mehrgenerationen-Projekte. Unter dem Dach der MGP sind es zwei, das Haus Notkersegg und die Alte Drogerie in Trogen. Der Präsident der Genossenschaft, Bernhard Müller, sieht den Grund darin, dass in der mehrheitlich ländlichen Ostschweiz vielerorts in gewachsenen Strukturen generationenübergreifend gewohnt werde – und der Druck, neue Modelle zu entwickeln, dadurch nicht sehr gross sei. «Die Ostschweiz ist nicht Zürich», sagt Müller. Seine Erfahrung ist auch, dass allzu gross angelegte Projekte problematisch sind. Zur richtigen Zeit am richtigen Ort und mit der richtigen Grösse: So können MGP-Projekte Erfolg haben – wie beim Beispiel Notkersegg.

Mit Sozialkompetenz in der Gross-WG

Wie gelingt Mehrgenerationenwohnen? Judith Schläpfer hat vor fünf Jahren von der Ostschweiz nach Zürich gewechselt. In der Pioniersiedlung «Kraftwerk 1» wohnt sie in einer Gross-WG, acht Erwachsene auf drei Stockwerken, sie als Älteste gut 70, der jüngste Mitbewohner um die 30. WG-Leben heisse: gemeinsame Küche und weitere Gemeinschaftsräume, abwechselndes Putzen in Zweierteams jeweils am Wochenende, einmal im Jahr ein Grossputztag, genannt «Aktionstag». Was seit Corona neu ist: Es werde sehr regelmässig im Turnus gekocht, zuvor herrschte eher ein Kommen und Gehen «wie in einem Bienenhaus». Corona stärke das Gefühl, gemeinsam «unter einem Dach zu leben», und habe mehr Ruhe in den WG-Alltag gebracht.

Leben in einer so vielfältigen Wohngemeinschaft setze vor allem eines voraus, sagt Judith Schläpfer: hohe Sozialkompetenz. «Ähnlich wie im öffentlichen Raum ist man Teil einer Gemeinschaft, und jede und jeder muss einen Beitrag dazu leisten, dass die Gemeinschaft funktioniert.» Altersunterschiede spielten dabei keine zentrale Rolle. «Es sind natürlich unterschiedliche Themen und Erfahrungen, die je nach Lebensabschnitt wichtig sind, aber ob jung oder alt: Jede Person bringt sich als Individuum ein. Das ist gerade das Bereichernde am Zusammenwohnen – und manchmal auch das Herausfordernde: Man sieht sich immer im Spiegel.» Dass Junge mit im Haushalt leben, schätzt sie sehr: «Die Welt ist da, mit all ihren Facetten.»

In Ausserrhoden hatte sich Judith Schläpfer einen Namen gemacht als erste Gleichstellungsbeauftragte des Kantons. Nach der Familienzeit und nach der Pensionierung noch einmal in eine andere Stadt und in eine andere Lebens-Kultur einzutauschen: Das war für sie dann vor fünf Jahren ein Hauptantrieb für den Umzug ins «Kraftwerk». Und ein anderer: die Lust auf neue Begegnungen. «Ich halte Mono-Dinge nicht aus, in welcher Hinsicht auch immer. Ich brauche die Reibung. Das WG-Leben bringt dies automatisch mit sich.» Idealisieren wolle sie ihre Wohnform allerdings nicht, ebenso wenig das Kraftwerk-Projekt als Ganzes: «Es ist nicht die Idylle, es hat seine beglückenden und seine konfliktträchtigen Seiten. Man wird konfrontiert, und man konfrontiert die anderen mit sich. Das relativiert die eigenen Haltungen, und das finde ich gut.»

Wohnen ist politisch

Das «Kraftwerk», mit Wohnungen und Gemeinschaftsräumen aller Art, mit einem Laden, mit rund 170 Erwachsenen und 80 Kindern, hat über die individuellen Wohnformen hinaus einen hohen gesellschaftspolitischen Anspruch: ökologisch, sozial und ökonomisch nachhaltig zu leben.

Noch radikaler ist das Projekt «Solidarisch Wohnen» im Kanton Bern. Gegründet als WG von Leuten um die 30 (8 Erwachsene und 3 Kinder), die das Wohnen und mehr als das: die Hauskasse teilte, entsteht jetzt in einem grossen Bauernhof in Urtenen ein Mehrgenerationenprojekt mit bis zu 30 Personen. Samt Manifest: «Unsere Wirtschaftsordnung, das heisst das Verhältnis von Mensch und Natur und das Verhältnis der Menschen untereinander, basiert auf einem Missverständnis. Dieses Missverständnis, das uns als reine Konkurrent*innen, egoistische Marktteilnehmende oder eigennützige Tauschtiere sieht, hat zu einer generellen Krise geführt.» Dazu gehörten Finanzkrisen, Schuldenkrisen, Ressourcenverschleiss, Klimakrise oder die «soziale Krise der Vereinzelung», heisst es in einer Broschüre der Wohngemeinschaft. Und weiter: «Nichts hindert uns daran, uns bereits heute für lebensfreundlichere und gerechtere Systeme einzusetzen und im Kleinen Strukturen aufzubauen, die anders funktionieren, die menschlich und enkeltauglich, also ressourcenbewahrend gestaltet sind.»

Vergleichbar ambitionierte Mehrgenerationen-Modelle gibt es auch in der Ostschweiz. So die Wogeno Wohngenossenschaft in Mogelsberg, die in das frühere Altersheim der Gemeinde 13 Wohnungen eingebaut hat und eine ökologisch orientierte Lebensgemeinschaft bildet. Oder die Gemeinschaft Herzfeld Sennrütli bei Degersheim, 2009 in einem ehemaligen Kurhaus ins Leben gerufen als Ökodorf Sennrütli und heute mit etwa 30 Erwachsenen und 30 Kindern Teil des internationalen Global Ecovillage Network.

Noch im Entstehen ist das Projekt Wogeno Pumera im bündnerischen Almens, an dem Architekt Gion A. Caminada mit engagiert ist und das ausdrücklich eine «soziale, kulturelle und altersmässige Durchmischung der Bewohnerinnen und Bewohner» anstrebt. Ein anderes, bereits gebautes Vorzeigeprojekt ist das autofreie Hagmann-Areal in Winterthur für «Menschen in allen Phasen des Lebens». All diesen Projekten ist gemeinsam – und das geht ans Eingemachte für Menschen, die an die eigenen vier Wände gewöhnt sind: Die individuell genutzte Wohnfläche ist knapp gehalten, dafür gibt es Gemeinschaftsräume für unterschiedliche Zwecke. Das spart Platz; zusätzlich wird mit Solaranlagen, Sharing-Konzepten oder Gartenbau der Ressourcenverbrauch reduziert.

Das richtige Haus, die richtigen Leute – und der «Spirit»

Das bekannteste St.Galler Pionierprojekt im Bereich Alterswohnen ist die Siedlung Solinsieme an der Tschudistrasse. 2002 in einer ehemaligen Fabriklie-

gemeinschaft eröffnet, umfasst sie 17 Wohneinheiten und Gemeinschaftsräume. Bruno Dürr hat Solinsieme als Architekt begleitet, ebenso eine Reihe weiterer ökologischer und gemeinschaftlicher Wohnmodelle und wohnt heute selber in der Siedlung.

Wie gelingen gemeinschaftliche Wohnprojekte? «Es gibt kein Rezept, jedes Projekt ist anders», sagt Dürr. Drei Dinge aber müssten zusammenpassen: ein passendes Objekt oder Landstück, die richtigen Leute und ein realisierbarer Zeitrhythmus. Und, zentral: der «Spirit». Das vermisst er bei vielen anderen Bauvorhaben: In aller Regel gehe es um Rendite, um möglichst gewöhnliche Grundrisse, um Massentauglichkeit – für Dürr ein Grund, warum Mehrgenerationenprojekte nicht gerade aus dem Boden schiessen. «Das werden immer einzelne Initiativen bleiben von Leuten, die den sozialen Umgang mit anderen gewohnt sind und suchen.»

Ein zweiter Hinderungsgrund: Auf dem angespannten Immobilienmarkt gebe es nicht viele geeignete Objekte – die Fahnenfabrik in St.Gallens Osten, in der die Genossenschaft Segewo Alterswohnungen plant, ist eine der seltenen Ausnahmen. Hinzu komme die Zurückhaltung der Banken; damals beim Start von Solinsieme habe noch jedes Verständnis für neuen Ideen gefehlt, sagt Dürr, heute sei die Situation aber etwas besser, auch weil man Pensionskassengelder investieren kann und es Private gebe, die unkonventionelle Wohnprojekte ideell und materiell unterstützen.



Francesca und Peter Kühnis-Dietz vor ihrem Haus in Heiden. (Bild: Su.)

Ein solches Projekt, genannt «anders wohnen», entsteht zurzeit im ausserrhodischen Heiden. Francesca und Peter Kühnis-Dietz haben es initiiert, Bruno Dürr ist als Projektleiter mitbeteiligt. Auf einer noch unüberbauten Wiese am Hang, unmittelbar bei Läden, Spital und Bushaltestelle gelegen, soll ein gemeinschaftliches Wohnmodell Realität werden. Das Gelände schliesst an ihr jetziges Wohn- und Atelierhaus an, das Teil des Projekts ist. Sie nennen es ihren «Traum», mit den zentralen Werten Gemeinschaftlichkeit, Reduktion, Kommunikation und Ökologie. Ziel ist «eine solidarische Wohn- und Nachbarschaftsgemeinschaft mehrerer Generationen, die sich aus Familien mit Kindern, Alleinstehenden und Paaren zusammensetzt». Auf den

rund 6000 Quadratmetern sind in einer ersten Etappe vier Gebäude mit unterschiedlichen Wohnungen für gegen zwanzig Parteien vorgesehen.

Tolerant gegenüber Mensch und Umwelt

Der Gedanke schwebte schon lange, sagt Peter Kühnis. «Wir wohnen in einem zu grossen Haus. Wir wollen nicht auf ewig zu zweit wohnen. Und wir wünschen uns eine durchmischte Gemeinschaft von Erwachsenen und Kindern.» Vielfalt sei wichtig und anregend, zudem könne man sich gegenseitig unterstützen, beim Kinderhüten oder Betreuen älterer Personen. Mit dem Erbe der Liegenschaft wurde aus dem Traum eine Perspektive – baulich, aber auch zwischenmenschlich.

Was den Bau betrifft: Zu den Wohnungen hinzu sind Gemeinschaftsräume für Mittagstisch, Morgen-Yoga, Werken und anderes geplant. Der Aussenraum soll ohne Zäune allen zugänglich sein. Aber Rückzugsmöglichkeiten brauche es auch: «Man muss die Türe schliessen können.» Und was den Umgang miteinander betrifft: Offene Kommunikation, gegenseitige Achtsamkeit und Toleranz sind für Francesca Kühnis unabdingbare Voraussetzungen für ein gelingendes Zusammenleben. Dass das nicht ohne Schwierigkeiten abgehen werde, sei klar. Dann brauche es eine Kultur der Auseinandersetzung – inklusive dem Wissen darum, dass Konflikte immer auch mit einem selber zu tun haben und nicht einfach nach aussen, auf die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner projiziert werden können.

In Heiden wird Gemeinschaft gebaut, sozialverträglich und ausdrücklich auch «mit kleinstmöglicher Umweltbelastung». Noch sind von der Finanzierung bis zum bewilligbaren Projekt viele Fragen zu klären. Und die künftige Haus-Gemeinschaft muss sich erst noch finden. Geld spiele natürlich eine Rolle, doch es soll keine Barriere sein und insbesondere auch junge Interessierte nicht ausschliessen, sagen Peter und Francesca Kühnis-Dietz. Sie bringen selber ihren Besitz in das Projekt ein – «aber was heisst schon Besitz», sagt Francesca Kühnis-Dietz beim Gespräch am idyllischen Biotop vor dem Haus. Eigentum sei einem schliesslich auch nur anvertraut, mit der Verpflichtung, daraus etwas Sinnvolles zu machen. Zum Beispiel ein Wohnprojekt, das über die eigene Generation hinaus trägt.

Die Verbindlichkeit im Umgang miteinander – das unterscheidet Wohnprojekte wie dieses von zufällig zusammengewürfelten Nachbarschaften. Verbindlichkeit: Davon reden, ein paar Tage vorher, auch die Bewohnerinnen des Mehrgenerationenhauses in der Notkersegg. Das wichtigste Übungsfeld wird dort im Wortsinn gemeinsam beackert: der Garten. Da kann es schon mal vorkommen, dass die Zucchetti, die jemand zum Znacht kochen wollte, schon weg sind. Aber bis jetzt gehe es beim Gärtnern immer konfliktfrei und heiter zu und her, sagen Angelika, Ruth und Oriana. Eben: «unbünzlig».

Peter Surber, 1957, ist Saitenredaktor.

mgp-ost.ch, kraftwerk1.ch, anders-wohnen.ch, unserhausprojekt.ch, hagmann-areal.ch, solinsieme.ch

Uns fehlt die «Elder»-Kultur

Im Alter nur auf der faulen Haut liegen oder in der Welt herumreisen, ist wenig erfüllend. Nach der Pension sollen die Menschen aktive Mitglieder der Gesellschaft bleiben, einfach mit weniger Zeitdruck und ohne Produktionszwang. Dabei können wir auch von indigenen Völkern Nordamerikas lernen. Von Ursula Popp

In diesen Tagen ist Solidarität über Grenzen von Nationen und Generationen in aller Munde. Neben Menschen mit Vorerkrankungen stehen ältere Menschen im Fokus, weil angenommen wird, dass sie besonderen Schutzes bedürfen. Wenn Jüngere mit der nötigen körperlichen Distanz und weiteren Massnahmen Ältere schützen, ist das ein Akt der Grosszügigkeit und Achtsamkeit.

Allerdings sind auch wir Alten in erster Linie Menschen und erst in zweiter Linie alt. Wir haben dieselben Vorlieben und Bedürfnisse wie alle. Auch uns ist Lebenssinn, Kontakt, Fürsorge, Wohlbefinden, Freiheit und Sicherheit wichtig, wie es dies während des ganzen Lebens war. Und wie es allen Menschen wichtig ist.

In früheren Zeiten war die Lebenserwartung kürzer, reichte die Lebenskraft nach Ende der Erwerbstätigkeit oft nicht mehr lange. Heute ist das nicht mehr so. Nach der Pensionierung haben viele von uns 20, 30 Lebensjahre vor sich, oft bei guter körperlicher und geistiger Gesundheit. Wie diese doch beträchtliche Zeit gestalten? Es gemütlich haben, auf kleinere und grössere Reisen gehen, körperlich nochmals zu Hochform auflaufen? Sicher, das mag dazu gehören und schön sein. Aber erfüllend, sinngebend ist das alleine nicht.

Gerne bleiben wir aktive Mitglieder der Gesellschaft, gerne übernehmen wir Aufgaben. Wohl nicht mehr mit dem gleichen Zeitdruck und dem gleichen Produktionszwang. Dafür gelassener, bedachter – was für ein schönes Wort – und als integraler Bestandteil der Gesellschaft. Diese mag sich als Familie, als Dorf darstellen, als Land auch oder als Welt. Dafür gibt es noch kaum Vorbilder. Und so nehmen die heutigen Menschen über 65 Jahre eine Vorreiter-Rolle ein. Wir sind geprägt von der 68er-Generation, wir haben damals für Solidarität gekämpft, für Gleichberechtigung, nicht nur zwischen den Geschlechtern, sondern auch im Nord-Süd-Gefälle, für Liebe statt Krieg. Diese Werte sind uns bis in die Knochen gedrungen – Werte, die heute gleichermassen relevant sind.

In indigenen Gesellschaften kommt älteren Menschen eine ganz besondere Rolle zu. Sie sind die Träger der kulturellen Tradition und Weisheit. Sie sind dafür verantwortlich, diese Werte weiterzugeben. Sie werden respektiert und um Rat gefragt. Ich habe das auf meinen Reisen immer wieder erleben können, habe zudem viele Jahre an der Westküste der USA, in Seattle, gelebt und gearbeitet – eine Stadt, die von indigenen Gesellschaften mitgeprägt ist.

Bei meiner Rückkehr in die Schweiz fiel mir schnell auf, dass diese «Elder»-Tradition unserer Gesellschaft fehlt. Ob das daran liegt, dass es früher

eine Generation der Alten nicht gegeben hat? Oder daran, dass es in der christlichen Tradition hauptsächlich um die Beziehung zwischen Gott, dem Vater, und seinen Kindern geht? Ich weiss es nicht.

Mir scheint wichtig, dass sich in Bezug auf die ältere Generation etwas verändert. Wir alten Menschen sind dabei als erste gefordert. Wenn wir wahrgenommen werden wollen als wichtige Mitglieder der Gemeinschaft, der Gesellschaft, dann müssen wir uns auch so verhalten.

Wir sind nicht mehr an den Schalthebeln der Macht, es geht nicht mehr darum, zu lenken. Aber wir haben doch gelernt, dieses Leben, diese Erde zu lieben. Es ist unsere Aufgabe, jüngere Menschen zu unterstützen, ihre Sorge um die Zukunft zu teilen, nicht mit Belehrungen und Kritik, sondern mit Anteilnahme, mit aufmerksamem Zuhören, mit dem, was aus unserer Erfahrung kommt.

Wie habe ich mich im letzten Jahr an den Klimabewegten gefreut! An den Demonstrationen der Schülerinnen und Schüler haben sich viele Alte beteiligt und genau das getan, was wichtig ist: die Jungen mit ihren Anliegen unterstützt. Die Klima-Seniorinnen haben den Staat eingeklagt, weil er seinen Aufgaben zum Schutz der Bevölkerung mit seinen Klimamassnahmen nicht nachkommt. Ich erinnere auch an den Frauenstreik vom 14. Juni 2019. Es sind mit die älteren Frauen, welche die Forderung nach gerechten Löhnen in der Care-Arbeit einforderten – und nun erst recht verlangen werden. Dazu kommen die vielen Betreuungsaufgaben, die von Älteren für die Jüngeren übernommen werden. Umso wertvoller, wenn dabei auch kulturelle Werte weitergegeben werden wie Dankbarkeit, Bedachtsamkeit, Verbundenheit mit der Natur.

Doch wir Ältere können nicht alles von uns aus bewirken. So bleibt es Aufgabe der Jungen und Erwerbstätigen, die Alten nicht einfach zum alten Eisen zu werfen. Wer sich die Zeit nimmt für Alte, wird erfahren, wie bereichernd es ist, über Herausforderungen, Brüche, Erfolge anderer Zeiten etwas zu hören. Es lohnt sich, die Schätze, die sich während eines langen Lebens angesammelt haben, zu heben. Zugewandtheit auf beiden Seiten ist der richtungsweisende und erfolgsversprechende Weg für den menschlichen Kontakt über die Schranken von Generationen hinaus.

Die St.Gallerin Ursula Popp, 1951, ist Bereichsleiterin «Alter und Weisheit» im Lassalle-Haus im Zugerischen Edlibach, wo sie heute lebt. Die Berufs- und Laufbahnberaterin ist Mitte der 1990er-Jahre nach Seattle ausgewandert, unterhielt dort eine Akupunktur-Praxis, gründete eine Schule für Craniosacral-Arbeit und führte psycho-spirituelle Beratungen durch. 2016 ist Popp in die Schweiz zurückgekehrt.

lasalle-haus.org



Ilona Ruegg, 1949

2 Ich habe eine lebhafte Erinnerung an diese Zeit, die mit positiven Gefühlen verbunden ist. Das war 1969, wir hatten uns gerade neu erfunden, ständig in Opposition gegen das Establishment. Ich fühlte mich frei und ungebunden. Es war eine Absage an alles Kleinliche und wohl eine Übertreibung, was das Gefühl betraf, die Welt ändern zu können.

6 Schwierig so etwas festzumachen. Das ändert ständig. In meinem Pass steht das Geburtsdatum, ich bin im AHV-Alter – aber es ist nicht aussagekräftig. Es wäre eine sehr einschränkende Kategorisierung meines Lebensgefühls, sich nur auf diese Fakten zu stützen. Mein Körper zeigt mir einige Stellen, die mich an die gelebten Jahre erinnern. Die Energie und meine Träume eröffnen mir eher eine mögliche Zukunft. Und meine künstlerische Arbeit hat kein Verfallsdatum.

7 Ich finde es toll, ganz Junge, Junge und noch Junge zu kennen. Sie sind anders jung als ich es war, haben andere Probleme, andere Aussichten und Träume. Ein schönes Update, um mich in der Gesellschaft, von der ich ein Teil bin, weiterhin auszukennen. Es gibt aber Bereiche, in denen wir uns ähnlichen Herausforderungen gegenüber sehen und der Austausch auf Augenhöhe stattfindet, zb. in der Kunst. Es bleibt spannend ...



Maya Oehlen, 1999

- 1 Ich weiss nicht, wie man sich mit 20 fühlen sollte. Erwachsen fühle ich mich jedenfalls nicht.**
- 2 Ich will den Durchblick auf keinen Fall verlieren und möchte immer wissen, was abgeht. Und ich hoffe, dass ich nie heiraten werde oder mir ein Vitra Büchergestell kaufe. Ich nehme mir da Sibylle Berg als Vorbild.**
- 5 Ja, mensch. Ich bin 20 und verdammt zufrieden. Besser wirds nicht.**
- 6 Ich habe kürzlich von der Generation Maybe gehört und ich glaube, da ist was dran. Alles kann, nix muss.**

«Politikverdrossenheit: Das ist kein Jugendproblem»

Selbstoptimierung, Politik-Frust, Verbetrieblung der Lebensführung, Click-Working und Plattform-ökonomie: Die Welt verändert sich, das verunsichert Alt wie Jung, sagen die Sozialwissenschaftler Stefan Paulus und Axel Pohl. Und die Rechten profitieren davon. Interview: Corinne Riedener

Saiten: «The Atlantic» schrieb am 13. April in einem Corona-Artikel, dass vor allem die Millennials mit den Folgen der Krise zu kämpfen haben werden, da sie kaum finanzielle Reserven oder Wohneigentum haben und oft in prekären Verhältnissen angestellt sind. Was ist dran an dieser These?

Stefan Paulus: Ich sehe das anders. Richtig ist, dass die Coronakrise vor allem Menschen in prekären Lebenssituationen trifft, aber unabhängig vom Alter. Wir stehen nicht vor einem Generationenproblem, sondern vor einem der Klassen: Menschen etwa, die die Möglichkeit zum Homeoffice und viel Platz daheim haben, trifft es weniger als jene, die zu fünf in einer kleinen Wohnung leben und weiterhin jeden Tag zur Arbeit müssen.

Bestreiten Sie, dass Menschen unter 40 tendenziell eher prekär leben als die älteren Semester?

Axel Pohl: Nein, aber das hat eher mit der Vermögensverteilung zu tun, die über das Lebensalter hinweg variiert. Menschen, die in den fordistischen 70er- bis 90er-Jahren im Arbeitsleben standen und damals Kapital akkumulieren konnten, haben logischerweise einen Vorsprung gegenüber jenen, die erst jetzt ins Arbeitsleben starten oder noch am Anfang stehen. Man sollte daraus keinen Generationenkonflikt stricken, denn die Grundkonflikte liegen woanders.

SP: Dieser Generationenkonflikt, der jetzt heraufbeschworen wird, markiert eine diskursive Verschiebung und verschleiert die strukturellen Ursachen der Prekarität. Der Konflikt besteht nicht zwischen Jung und Alt, sondern zwischen konservativen und progressiven Positionen, wobei die Konservativen vor allem ihren Besitzstand wahren wollen, während die Progressiven andere Formen des Wirtschaftens austesten und das Kapital sozialer verteilen wollen. Es ist ein Klassenkonflikt, um es beim Namen zu nennen – reich gegen arm.

Bleiben wir noch beim Virus: Besteht die Chance, dass die Jungen – die Menschen allgemein – wieder politischer werden im Zuge der Krise und ihrer Folgen?

AP: Das hängt davon ab, wie man «politisch» definiert. Das Problem ist ja, dass die Leute nicht mehr wählen gehen, weil sie denken, dass es ohnehin keinen Unterschied macht und sie nichts verändern können. In der EU ist dieses Problem noch viel grösser als in der Schweiz. Den Politisierungsgrad einer Generation würde ich aber nicht nur an der

Wahlbeteiligung festmachen, sondern auch an anderen Mobilisierungsformen. Auch durch Corona ist wieder einiges in Bewegung gekommen. Ich will zwar nicht gerade von einer neuen Solidarität sprechen, aber es gibt einen engen Bezug zum Nahraum derzeit: Die Jungen helfen den Alten im Viertel, man kocht füreinander usw. Früher waren es tendenziell eher die Älteren, die zum Beispiel bei der Tafel mitgeholfen haben, jetzt ist es umgekehrt.

SP: Vielleicht ist es noch ein bisschen zu früh, über politische Hoffnungen zu reden... Wir stehen noch am Anfang der Krise, und momentan zeigen sich vor allem die Schwachstellen des Systems: der freie Markt, Just-in-Time-Produktion, all das funktioniert nicht mehr. Nicht die CEOs werden uns aus dieser Krise führen, sondern die Pflegekräfte, die Müllsammler, die Detailhandelsangestellten und Postbottinnen. Es sind diese prekär Beschäftigten, die den Laden am Laufen halten. Die Krise zeigt uns auf, dass das kapitalistische Wirtschaftssystem nicht auf die Bedürfnisse von Menschen in Not ausgerichtet ist, sondern darauf, Profit zu machen. Ob das zu einer neuen Politisierung führt, bleibt abzuwarten.

AP: Ich hoffe schon, dass das teilweise Marktversagen und die systemischen Unzulänglichkeiten, die sich jetzt zeigen, zu einem Bewusstseinswandel beitragen. Bei der Klimadebatte war es ja ähnlich: Lange hat man wenig bis nichts getan, und jetzt hat man gewisse Massnahmen ergriffen und merkt auf einmal, wie schnell diese ja wirken! Das hat bei vielen für eine neue Politisierung gesorgt, weil sie realisiert haben, dass sie eben doch etwas verändern können.

SP: Stimmt. Die Rettungspakete, die jetzt mit unseren Steuergeldern geschnürt werden, dienen zwar letztlich dazu, den Kapitalismus zu retten, den Status Quo zu erhalten, aber man sieht daran auch: Es geht verdammt schnell, wenn man denn will. Das Geld ist da. Nun müsste es nur noch nachhaltig, gesundheitsfördernd und solidarisch eingesetzt werden. Wenn die Leute zum Beispiel für die Angestellten im Gesundheitswesen klatschen, ist das zwar eine schöne Geste, aber noch viel zu wenig.

AP: Ja, da müsste man einhaken. Jetzt ist das Bewusstsein für diese prekarierten Berufsgruppen da, aber wir wissen nicht, wie lange das anhält. Es gibt ja bereits Gegenbewegungen. In Bayern zum Beispiel will Ministerpräsident Söder die Autoindustrie mit einem riesigen Paket retten. Was ich damit sagen will: Die Welt nach Corona wird jetzt gera-

de ausgehandelt und es gibt momentan viele gegensätzliche Haltungen und Interessen. Die Frage ist, was mit den Milliarden gefördert werden soll und was nicht.

Tobt ein neuer Kampf um die Deutungshoheit?

SP: Genau, und das Beklemmende daran ist, dass sich die verschiedenen Sparten – ob Politik oder Ökonomie – wenig um die strukturellen Ursachen der Coronakrise kümmern und sich lieber auf kurzfristige Probleme konzentrieren. Man denkt an die eigene Wiederwahl oder daran, wie man seine Profite wieder ins Rollen bringt. Die strukturellen Probleme schiebt man beiseite. Dabei haben sie ja viel mit der Krise zu tun: Wir holzen Urwald ab, um Weideflächen für billiges Fleisch zu bekommen. Wir betreiben Massentierhaltung, mästen mit Antibiotika, züchten Monokulturen. Infektionskrankheiten können so viel leichter von Tieren auf Menschen überspringen und in den globalen Handelsnetzen übertragen werden. Die jetzige Pandemie ist nicht die erste, die so entstanden ist.

Ich kenne viele junge Menschen, die sich genau gegen solche ausbeuterischen Marktlogiken wehren und sich auch politisch engagieren. Oft herrscht aber eine gewisse Resignation den Älteren gegenüber, die sich allzu oft belehrend oder herablassend äussern oder ihre Lebenswelt schlicht nicht mehr verstehen – Stichwort «Ok, Boomer». War das schon immer so oder ist dieser «Generationenkonflikt» anders?

AP: Die Zuschreibungen – unpolitische Jugend!, unanständige Jugend! etc. – gibt es ja schon seit der Antike. Die «Jugend» in der modernen Lesart gibt es erst seit dem Industriezeitalter. Davor war die Idee auf den Adel und das Grossbürgertum beschränkt und gleichzusetzen mit der zeitweisen Entbindung von der «Pflicht zur Arbeit». Mit der postindustriellen Gesellschaft hat sich der Jugend-Begriff dann nochmal gewandelt, besonders geprägt haben ihn die rebellischen 68er. Und die Zuschreibungen sind ja auch gegenseitig. «Die Jungen» haben oft ein genauso verhärtetes Bild von «den Alten» wie umgekehrt. Heute ist die Situation insofern anders, als dass die Welt vor einigen ziemlich grossen Herausforderungen steht – und das verunsichert alle Altersklassen.

Aber können Sie die Resignation der heutigen Generation nachvollziehen?

SP: Zum Teil. Ich erinnere mich an die Demonstration gegen den G8-Gipfel in Genua 2001 oder die Anti-Castor-Demos in Deutschland. Neben mir standen immer auch Leute, die 50 und älter waren, die schon in den 60er-Jahren in der DDR im Knast sassen, weil sie gegen das ungerechte System rebelliert haben. Und auch heute gibt es noch viele Alte, die auf die Strasse gehen, weil sie sich eine andere Zukunft wünschen. Ich sehe diesen Generationenkonflikt darum nicht in dieser Brisanz, wie er momentan von einzelnen Soziologen beschrieben wird. Es gab schon immer Revolten und Aufstände. Das Schweizer Fabrikgesetz ist ein Ergebnis davon, auch die deutsche Sozialgesetzgebung. Dass heute nicht mehr ganz so viele ältere Menschen auf die Strasse gehen, hat auch damit zu tun, dass man sie befriedet – oder wie Bismarck sagte: bestochen – hat. Sie haben ein Haus, eine Karriere oder andere Besitztümer und darum auch mehr zu verlieren. Das ist der interessante Punkt: Wenn man sich die Aufstände in der Corona-

krise derzeit anschaut – die Knastrevolten in Südamerika, die revoltierenden Gelbwesten in Frankreich, die Strassenschlachten in Chile –, gehen sie immer von jenen aus, die nichts zu verlieren haben. Und in den meisten Fällen sind das die Jungen.

Aber wer, wenn nicht «die Alten», ist denn schuld an diesen Zuständen?

SP: Das ist der falsche Ansatz. Mit dem Beginn der Globalisierung bzw. der Anti-Globalisierungsbewegung in den 90er-Jahren wurde vor allem die Systemfrage gestellt. Man hat sich als internationale, kosmopolitische Gemeinschaft verstanden, man hat sich solidarisch gezeigt, zum Beispiel mit der Landlosen-Bewegung oder den zapatistischen Gemeinden. Damals war die Schuldfrage systemisch. Heute wird zunehmend eine identitäre Schuldfrage daraus gemacht: DU fährst Auto, DU bist schuld, weil DU Tiere isst usw. Das ist Symptombekämpfung. Lohender wäre es, die strukturellen Ursachen dieser Symptome herauszuarbeiten.

Also würden Sie Sascha Lobo zustimmen, wenn er im «Spiegel» schreibt, er glaube nicht, dass wir einen klassischen Generationenkonflikt vor uns haben, sondern einen Konflikt der Epochen: Das 20. Jahrhundert kollidiert mit dem 21. Jahrhundert.

AP: Ich glaube, dass es ein sehr ökonomisch bestimmter Konflikt ist. Es geht um den Entwurf einer ökonomischen Ordnung, die die soziale Ordnung mitdenkt. Lobo spitzt es zu – dahinter steckt der Wandel der Ökonomie und der Arbeitswelt. Aber nochmal zur Politikverdrossenheit: Das ist kein Jugendproblem.

SP: Ein Problem ist, dass sich viele Jugendliche nicht mehr vertreten fühlen von den Politikern und Politikerinnen. Das kann ich gut nachvollziehen, weil die wenigsten progressive Politik betreiben und stattdessen versuchen, den Status Quo aufrechtzuerhalten. Aber der bringt nur den Wenigsten etwas heutzutage: Die Menschen wollen nicht mehr selbstverständlich ein Haus, ein Auto oder die klassische Karriere.

Welches sind denn die Wertvorstellungen und Statussymbole des 21. Jahrhunderts?

AP: Die Babyboomer als Gegenbild zur heutigen Generation zu spielen, ist genaugenommen nicht ganz korrekt, da es ja ebendiese Generation war, die damals anfang, den Materialismus infrage zu stellen. Die 68er haben postmaterielle Werte wie Selbstverwirklichung und Sinnhaftigkeit ins Spiel gebracht – und diese auch weitgehend durchgesetzt. Der Job muss nicht nur erträglich und einträglich sein, man muss sich auch mit ihm identifizieren. Man gibt heute nicht mehr seine Seele an der Garderobe ab und holt sie acht Stunden später wieder, man ist auch Mensch in der Arbeit. Dieses Credo ist geblieben, aber die Arbeitsmodelle haben sich geändert. Heute arbeitet man in vielen Branchen dezentral und flexibel.

Stefan Paulus, Sie warnen in Ihrem neuen Buch vor einer «Verbetrieblung der Lebensführung». Ist das die Schattenseite der ganzen Sinnhaftigkeit, Flexibilität und ständigen Erreichbarkeit?

SP: Die Verbetrieblung der Arbeitskraft haben wir hinter uns. Nicht mehr das Fließband gibt den

Rhythmus der Arbeitstätigkeit vor, wie damals im Fordismus, sondern die Angestellten müssen ihre Arbeit selbst organisieren. Heute, durch die Flexibilisierung der Arbeitszeiten, erleben wir eine Durchmischung von Arbeits- und Privatleben. Ich kann morgens zwei Stunden aufs Velo, schreibe danach einen Text und treffe mich zwischendurch noch mit Freunden. Wir sind also nicht mehr nine-to-five unterwegs, sondern beschäftigen uns permanent mit unserer Arbeitstätigkeit. Die Verbetrieblichung der Lebensführung funktioniert ähnlich: In einer Studie haben wir festgestellt, dass Eltern auch die Kinderplanung unter selbstökonomisierten Aspekten angehen. Sie überlegen sich sehr genau, wann der beste Zeitpunkt ist und planen ihr Privatleben ähnlich wie einen Produktionsprozess in der Arbeitswelt. Und da muss man sich, wie auch in der betrieblichen Unternehmensführung, fragen: Zu welchen Kosten? Das Problem ist ja, dass man Tätigkeiten wie zuhören, trösten, zärtlich sein schlicht nicht ökonomisieren kann. Dafür braucht man Zeit, einen Kuss, eine Umarmung kann man nicht effizienter gestalten. Diese Einstellung wirkt sich auch auf die Lebensführung aus: Alles hat einen Kosten-Nutzen-Faktor, eine Schwangerschaft, die Pflege von alten Menschen, die Kinderbetreuung.

Das Leben wird von einem permanenten ökonomischen Subtext bestimmt.

SP: Das kann man so sagen. Dazu gehört auch der Fitnesskult, die permanente Selbstoptimierung. Man will sich fit trimmen, um auf dem Datingmarkt effizient und bei der Arbeit fit zu sein. Der Körper ist das Kapital. Man protzt heute nicht mehr mit dem Auto, sondern mit dem Bizeps. Und überwacht die eigene Entwicklung ganz genau mit digitalen Tools.

Was macht die Digitalisierung oder besser: Algorithmisierung sonst noch mit uns?

AP: Die Digitalisierung ist ja eine Fortführung der Automatisierung. Sie soll uns helfen, gewisse repetitive Tätigkeiten, die für uns Menschen mühsam und langweilig sind, auszulagern und zum Beispiel an Computer abzugeben. Anders als bei der Automatisierung können die Maschinen heute untereinander kommunizieren, sie sind vernetzt und können immer komplexere Tätigkeiten ausführen. Sie sind intelligent, sie lernen.

SP: Das ist eine grosse technologische Revolution, die die Produktion noch effizienter machen wird, ähnlich wie die technologischen Revolutionen davor. Eine Studie der Oxford Universität sagt, dass durch die Algorithmisierung die Hälfte aller Erwerbsarbeitsplätze verloren gehen wird in den nächsten zehn Jahren. Eigentlich eine grossartige Utopie: Die Menschen werden von Maschinen ersetzt und müssen nicht mehr arbeiten gehen – wenn wir nicht in einer Gesellschaft leben würden, in der erwerbslose Menschen massive Beeinträchtigungen erleiden. Leider ist das aber so, denn diese Revolution ist nicht demokratisch, sondern wird von Firmen und Interessen vorangetrieben. Die Profite werden nicht vergemeinschaftet, sondern bleiben in den Händen von einigen wenigen. Die Erwerbslosen werden so zu einem Problem, da sie scheinbar überflüssig sind. Die Frage ist: Was passiert mit diesen Menschen?

In Ihrem Buch zur *Sozialen Frage 4.0* versuchen Sie genau diese Folgen zu beleuchten. Können Sie ein Beispiel machen?

AP: Nehmen wir die Plattformökonomie. Gewisse Jobs, die bisher ortsgebunden waren, werden heute auf globalen Plattformen ausgeschrieben und von sogenannten Klick-Workern ausgeführt. Eine Firma in St.Gallen sucht also eine Lösung für ein bestimmtes Problem, zieht aber nicht die Leute in der Region hinzu, sondern schreibt den Job weltweit aus und bezahlt einen kleinen Betrag an die Person mit der besten Idee. Das Problem ist, dass diese Click-Workerinnen und -Worker keine Festanstellung haben, also auch keine Sozialleistungen, und im permanenten Wettbewerb stehen. Am meisten von diesem Modell profitieren die Betreiber dieser Plattformen, die die Dienstleistungen vermitteln, ähnlich wie bei Uber. Darum zahlen sie auch oft keine Steuern. Weil sie sagen: Wir erbringen ja keine Leistung in dieser Region, wir vermitteln sie nur.

Ein bisschen wie Zuhälter.

AP: Nur dass diese Plattformen auch noch eine sehr starke Tendenz zur Monopolbildung haben, mit entsprechend negativen Folgen für die, die davon abhängig sind. Wenn es in St.Gallen 50 Plattformen für Essens-Lieferservice gäbe, könnte keine davon leben. Das rentiert je mehr, desto weniger Player es auf diesem Markt gibt.

Was sind die sozialen und gesellschaftlichen Folgen solcher Entwicklungen?

SP: Die Prekarisierung wird weiter zunehmen. Wenn zum Beispiel eine Firma nur noch mit Click-Working arbeitet, braucht sie irgendwann keine Festangestellten mehr. Für Leute, die mit dem Handy in Somalia oder in Pakistan mit solchen Click-Working-Aufträgen ein bisschen Geld verdienen, mag das eine grosse Chance sein. Aber für Menschen in so einem Lohndumping-Geschäft, die in der Schweiz ihre Lebenshaltungskosten stemmen müssen, ist das eine Katastrophe. Wenn diese Form der Digitalisierung nicht sozialverträglich gestaltet wird – mit einer Politik, die es heute so noch nicht gibt –, wird der Wettbewerb um die verbleibenden Aufträge immer grösser und die Erwerbslosigkeit nimmt zu. Das führt zu einer Schwächung der Sozialversicherungssysteme, was wiederum zu sozialen Verwerfungen führen kann, ähnlich wie damals bei der Industrialisierung, die in eine Massenverelendung mündete. Wir in den Industrienationen spüren das noch nicht so, aber global sind diese Tendenzen da.

Was heisst das für die Zukunft?

SP: Bisher hat jede technologische Revolution soziale Bewegungen hervorgebracht. Die aktuelle Klimabewegung zum Beispiel könnte auch dazu beitragen, dass sich die soziale Frage wieder neu artikuliert. Letztlich geht es ja um eine soziale Zukunft. Wie das dann verhandelt wird, wer mehr Macht, wer am Schluss die Deutungshoheit hat, kann ich aber nicht sagen.

Woher nehmen Sie Ihren Optimismus? Es gab in der Vergangenheit unzählige Bewegungen, die sich für eine gerechtere, nachhaltigere und solidarischere Welt eingesetzt haben – mit bescheidenem Erfolg.

SP: Ich sage ja nur, dass es so sein KÖNNTE. Vielleicht müssen wir auch weniger von einer Revoluti-

on sprechen und stattdessen in evolutionären Prozessen denken. Dass jetzt auch die Konservativen in Deutschland für den Atomausstieg sind, hätte ja in den 80er-Jahren niemand zu träumen gewagt. Der Diskurs muss sich entwickeln und die progressiven Stimmen müssen Eingang in den Mainstream finden.

AP: Ich hoffe, dass die Menschen, die jetzt neu zu einem Protest kommen, sich nicht mehr auseinanderdividieren lassen, sich nicht mehr vom Narrativ «Wir in der Schweiz gegen euch im Süden» kaufen lassen. Ich wünsche mir eine Verbundenheit mit den Menschen im globalen Süden und dass die globalen Zusammenhänge wieder hergestellt werden. Es ist gut, dass die Leute wieder mehr über ihren privaten Konsum nachdenken, dass sie sich fragen, welche Folgen etwa das Coronavirus nicht nur für sie selber, sondern auch für Menschen in anderen Erdteilen hat.

Trotzdem spalten die Rechten munter weiter: Grenzen werden dichtgemacht, die SVP will die Entwicklungshilfe streichen, Orban werkelt an seiner Diktatur und Deutschland holt lieber tausende rumänische Spargelstecher ins Land als Geflüchtete aus den griechischen Lagern ...

AP: Ja, die Populisten profitieren von der Ungewissheit, egal ob es um Corona oder um den technologischen Wandel geht. Niemand kann seriös beantworten, wie die Welt in zehn Jahren aussieht. Da sind einfache Rezepte wie «Wir gegen die» natürlich attraktiv ...

SP: Sie machen vor allem zwei Dinge: Sündenbock-Politik betreiben und Feindbilder beziehungsweise Gefahren heraufbeschwören. Zum Beispiel Trump: Es ist nicht bloss ein Virus, sagt er, es ist ein chinesisches Virus. Die Komplexität und die eigene Verantwortung werden ausgeblendet und geleugnet, weil man dadurch nicht selber handeln muss, sondern anderen die Schuld geben kann. Auf der politischen Ebene werden darum stets sehr einfache Antworten auf diese komplexen Fragen angeboten: ein starker Staat, ein starker Führer, mehr Recht und Ordnung. Wo das hinführt, ist bekannt.

Die Rechte weiss auch die digitalen Möglichkeiten sehr gut für sich zu nutzen. Ganze Troll-Armeen werden mobilisiert, Verschwörungstheorien waren noch nie soweit verbreitet, und überall ploppen «alternative Medien» aus dem virtuellen Boden.

SP: Verschwörungstheorien zu verbreiten, wissenschaftliche Erkenntnisse zu manipulieren, Lügen, um das Verhalten von Menschen zu steuern: Das waren schon immer Mittel der Rechten, und das haben sie seit Jahrzehnten perfektioniert, unabhängig vom Medium.

AP: Das Problem ist, dass über die neuen Kanäle heute alles ungefiltert «rausgekotzt» wird, Dinge und Positionen, die vorher wenig Verbreitung gefunden haben. Wenn irgendein Spinner irgendetwas rausgelassen hat, habe ich das vor vierzig Jahren nur mitgekriegt, wenn ihm irgendwer eine Plattform gegeben hat. Heute kann er sich die Plattform selber schaffen, es gibt ja die vielfältigsten Kanäle.

... und viel zu wenig Medienkompetenz bei vielen Konsumentinnen.

AP: Das kommt noch hinzu. Aber das ist auch ein gesellschaftlicher Lernprozess, denn geschichtlich gesehen reden wir hier von einem sehr kurzen Zeithorizont. Vor 15 Jahren hätte man auf einem alten Nokia-Handy noch keinen Twitter-

Bot programmieren können. Gesellschaftlich hinken wir den technologischen Entwicklungen noch hinterher. Und da kommt auch die Generationenfrage wieder ins Spiel. Ich selber fühle mich manchmal auch alt, wenn ich mich wundere, wenn Leute im Bus anscheinend mit sich selber sprechen. Dabei sind sie eigentlich am Telefonieren.

Was können wir denn tun, dass sich diese (altersunabhängige) Generationenfrage, die wie gesagt vor allem ein Clash der Progressiven und der Konservativen ist, nicht noch mehr verschärft?

AP: Wir brauchen eine Zukunftsvision, gerade auch für die Schulen. Wenn ich als Erziehungswissenschaftler nicht weiss, was die Kinder in zehn Jahren brauchen, wird es schwierig, sie in der Schule einzusperren. Ich muss ihnen den Sinn erklären können. Aber genau das ist das Problem: Es gibt diese Zukunftsvisionen noch nicht wirklich, sie sind nicht greifbar. Wir brauchen also dringend Utopien. Und Plattformen, um über diese zu streiten.

SP: Es geht in der Zukunft nicht darum, mit aller Gewalt die bestehenden Verhältnisse zu retten, sondern ins Soziale zu investieren, nicht in die Konkurrenz. Wir müssen die Schwachstellen der Wirtschaft ausmachen, nachhaltiger produzieren und wieder global denken, aber lokal handeln. Das bedeutet, dass wir nicht auf «die Grossen» schauen, sondern uns fragen: Was machen eigentlich die Leute? Bei uns in Schwellbrunn zum Beispiel organisieren sie gerade unabhängig von Parteizugehörigkeit und Alter eine Nachbarschaftshilfe. An solchen Beispielen kann man vom Kleinen aufs Grosse schliessen.

AP: Das Experimentierfeld geht ja gerade erst auf. Der Mut wächst in der Krise. Klar gibt es auch die Gegenbewegung, aber die Offenheit, Dinge mal anders zu machen, ist genauso da. Ich hoffe darum, dass die momentane Krise die Räume zum Nachdenken wieder öffnet.

SP: Wir müssen uns die globale Dystopie, in der wir leben, auch bewusst machen und uns am Bestehen abarbeiten. Nur so kommen wir zu einem anderen Zustand und können Bündnispartnerschaften entwickeln, die über die Alters-, Geschlechter- und Herkunftsgrenzen hinausgehen.



Stefan Paulus, 1978, ist Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler und Dozent an der Fachhochschule St.Gallen. Er leitet mit Pohl zusammen den Schwerpunkt Integration und Arbeit.

Axel Pohl, 1968, ist Erziehungswissenschaftler und Dozent an der Fachhochschule St.Gallen.

Stefan Paulus, Bettina Grubenmann: Soziale Frage 4.0 – Eine soziohistorische Einführung für die Soziale Arbeit heute. UTB Verlag, Frankfurt 2020

Axel Pohl, Christian Reutlinger, Andreas Walther und Annegret Wigger (Hrsg.): Praktiken Jugendlicher im öffentlichen Raum – Zwischen Selbstdarstellung und Teilhabeansprüchen: Ein Beitrag zur Partizipationsdebatte. Springer VS, Wiesbaden 2019

Andreas Walther, Janet Batsleer, Patricia Loncle and Axel Pohl: Young People and the Struggle for Participation – Contested Practices, Power and Pedagogies in Public Spaces. Routledge Verlag, Abingdon 2019

Corinne Riedener, 1984, ist Saitenredaktorin.



Generation Silent

Der Versuch, Generationen anhand von Schlüsselbildern zusammenzufassen, wirft lauter schwierige Fragen auf: Wo beginnt und wo endet eine Generation? Macht es überhaupt Sinn, einen Zeitraum als Untersuchungs-massstab zu nehmen? Übergeht man dabei nicht, dass es in jeder Zeit verschiedene soziale Schichten und Szenen gab? Müsste man also nicht jeden Zeitraum mindestens zweiteilig betrachten, zum Beispiel alternativ/mainstream, reich/arm, Stadt/Land, alt/jung, Kultur/Technik?

Weil auch das immer noch sehr vereinfacht und binär wäre, würde sich eine komplexe Infografik voller multidimensionaler Achsen und Diagramme vermutlich am besten eignen. Diese bräuchte aber fast nochmals eine Generation Arbeitszeit, in der wiederum wahnsinnig viel geschähe, weshalb es in diesem Heft noch nicht möglich war. Vielleicht erscheint diese Traum-Gratik noch in einem Saitenheft der fernen Zukunft, in einem Medium, das jetzt noch niemand erahnt, und liegt dann in Restaurants rum, in denen nur Phosphorspäne und Basalt-Amöben gegessen werden.

Zurück zu den Fragen: Was ist mit den Phänomenen, die sich über mehrere Jahrzehnte erstrecken oder zyklisch wiederkehren, wie Sauer-teige, Ballsportarten, Liebeslieder oder Korruption? Gilt immer die Ursprungs-Entdeckergeneration oder zählt die Entwicklung mit? Wer ist jetzt eigentlich dieser «alte, weisse Mann» und was ist sein Problem? Ist eine Millennial, die als Quellen für die Bildersuche ausschliesslich ihre Boomer-Mutter, einen spekulativen X-Generatiöner und das verzoomte Internet nutzte, überhaupt berechtigt, irgendetwas über Generationen jenseits ihrer eigenen zu behaupten?

Es bleibt spannend. Aber die (meisten) Menschen (in meiner Generation) wissen zum Glück, dass Memes keine Infografiken sind und die Verkürzung, Vermischung und Vergröberung der Inhalte keine böse Stümperei ist, sondern im besten Fall versöhnender Humor oder eine unfertige Kurzgeschichte.

Wir unterstützen Saiten auf dem Weg zur CO₂-Neutralität.

Ab sofort heizt die Redaktion mit klimaschonendem Biogas.

Wechseln auch Sie Ihr Gas- oder Stromprodukt.

Sie leisten damit einen wichtigen Beitrag an den ökologischen
Umbau der Energieversorgung in der Stadt St.Gallen.

sgsw.ch

**DAS BROT AUS DEM
HOLZOFEN. DAS GEMÜSE
VOM HOF. DAS FLEISCH
AUS DER REGION UND
DAS BIER AUS DER
BIERGARAGE.**

BIERGARAGE.CH
DIE BRAUMANUFAKTUR



Antifeminismus und Anti-Gender-Rhetorik ermöglichen es Teilen der Gesellschaft, nach rechts zu rücken, ohne dass sie «rechts» wirken. Von Franziska Schutzbach

38

Das Ganze als das betrachten, was es ist: etwas Neues, Unverständliches, das man aushalten muss. Die Corona-Flaschenpost aus Wien. Von Lorenz Langenegger

40

Together home alone in New York City: Was ist die «Mutter aller Städte», wenn alles, was man dort suchte, nun fehlt? Von Michaela Müller und Roman Elsener

42

ANTIFEMINISMUS MACHT RECHTE POSITIONEN GESELLSCHAFTSFÄHIG

Antifeminismus und Anti-Gender-Rhetorik spielen bei der «Einmüttung» rechter Weltanschauungen eine zentrale Rolle. Sie ermöglichen es Teilen der Gesellschaft, nach rechts zu rücken, ohne dass sie «rechts» wirken. Von Franziska Schutzbach

In den vergangenen Jahren haben die Anfeindungen gegen Gender, Gleichstellung und Feminismus stark zugenommen. Diese Entwicklung hängt, wie vielfach gezeigt wurde, eng mit dem Aufstieg rechtsextremer und rechtspopulistischer Kräfte zusammen. Misogynie (Frauenhass), die Verteidigung traditioneller und hierarchischer Geschlechtermodelle und die Ablehnung von Homosexualität sind historisch und bis heute Elemente völkischen und nationalistischen Denkens. So ist zum Beispiel die Idee eines homogenen Volkes inhärent mit Konzepten einer traditionellen und «heilen» Familie verbunden, in denen «Vater und Mutter» das Volk reproduzieren. Damit einher gehen auch Geschlechternormen wie das Bild der aufopferungsvollen Mutter und des überlegenen Mannes.

Es ist also wenig überraschend, dass feministische und queere Perspektiven, die egalitäre Lebensmodelle anstreben und eine Vielfalt von geschlechtlichen und sexuellen Lebensweisen ermöglichen wollen, angefeindet werden. Ebenso wenig überraschend ist es, dass die Gender Studies, die die Vielfalt von Lebensweisen auch wissenschaftlich aufzeigen, bekämpft werden.

Antifeminismus und Anti-Gender-Diskurse haben jedoch bei weitem nicht nur bei den Rechten Konjunktur. Sie finden seit einigen Jahren Anklang in allen gesellschaftlichen und politischen Milieus. Antifeminismus und Anti-Gender haben offensichtlich eine Scharnierfunktion und bilden eine Art gemeinsamer Nenner für sehr unterschiedliche Lager. Von Rechtsextremen, Christlich-Fundamentalisten, «besorgten Eltern» bis hin zu Konservativen, Feuilletonisten, Liberalen und sogar Linken.

Wie es die Journalistin Lea Sussemichel jüngst überspitzt formulierte: «Darauf, dass die Feministinnen den Bogen überspannen, können sich Männer unterschiedlichster Lager und Milieus immer noch einigen.» So verschieden die Haltungen sein mögen, beim Feindbild Feminismus oder Gender kann man sich offenbar verständigen. Antifeminismus schafft Verbindungen und gemeinsame

politische Ziele unter Akteuren, die ansonsten extrem unterschiedlichen ticken.

Ferner ist Antifeminismus eine Chiffre, mit der reaktionäre Positionen in verschiedenen politischen Milieus gesellschaftsfähig gemacht werden. Denn die Ablehnung von Feminismus oder Gender erscheint auf Anhieb nicht eindeutig rechts – anders als plumpe Ausländer-raus-Parolen. Zum Beispiel wird – und das macht den reaktionären Charakter antifeministischer Positionen oft unsichtbar – die formale Gleichstellung meist durchaus akzeptiert und sogar als wichtige Errungenschaft des Abendlandes bezeichnet. Rechte Politikerinnen wie Alice Weidel, aber auch liberale Feuilletonisten oder Maskulisten im Internet befürworten dezidiert die gesetzlich festgehaltene Gleichheit, benutzen aber genau diese positive Bezugnahme, um zu sagen: Mehr braucht es nicht. Bis hierher und nicht weiter. Sie sagen: Wenn es heute noch fortbestehende Ungleichheiten gibt, dann ist das wegen der Biologie. Und muss so bleiben.

Die Logik des neuen Antifeminismus lautet: Wir erkennen bürgerliche Gleichheitsprämissen ein Stück an, im Gegenzug dürfen wir umso unverhohlener biologisch argumentieren. Die Berufung auf die Natur ist eines der ältesten antifeministischen Argumente. Die Natur ist auch der wichtigste Ansatzpunkt jeglicher völkischer und reaktionärer Ideologie, die im Kern immer darauf zielt, Hierarchien, Ungleichheit und Ausschlüsse zu legitimieren und eine vermeintlich natürliche «Macht des Stärkeren» zu idealisieren.

Die Verbindung von Antifeminismus und Anti-Political-Correctness

Neben einem neu aufkeimenden Biologismus war in den vergangenen Jahren aber vor allem der Aufbau von Feindbildern erfolgreich. Feminismus sei «Umerziehung von oben», «Gleichschaltung» oder der Terror der politisch Korrekten. Antifeminismus funktioniert letztlich wie andere klassische Feindbildkonstruktionen und Verschwörungstheorien,

Feminismus und Gender werden zu einem gigantischen Monsterfeind aufgeblasen. Und ja, richtig, das ist paradox: Man positioniert Frauen als biologisch schwächer, unterlegener usw., unterstellt ihnen aber gleichzeitig omnipotente Mächte. In dieser Paradoxie spiegelt sich die immer gleiche Logik des Ressentiments. Diese Logik sagt nichts über Feminismus aus, aber einiges über die Ängste und nicht erreichten Allmachtphantasmen der Antifeministen.

Auch der Anti-Political-Correctness-Diskurs funktioniert so: Die Rede ist von einer mächtigen Sprachpolizei, die aber von sogenannten «Snowflakes» ausgeht, das heisst von angeblich verweichlichten, weinerlichen linken Kids, die mit ihren «Triggerwarnungen» und «Safe Spaces» die Welt terrorisieren. Anders ausgedrückt: Die politisch Korrekten sind zwar schwächlich, aber heimlich mächtig. Die paradoxe Figur der Schwach-Starken ist eine der ältesten, historisch vor allem im Antisemitismus verankerten reaktionären Topoi.

Aktuell wird dieser Topos im Kleid der Anti-Political-Correctness oder wahlweise auch mit Identitätspolitik-Bashing neu aufgelegt. Anti-Political-Correctness wurde in den 1990er-Jahren aus den republikanischen US-Wahlkämpfen in den deutschsprachigen Raum importiert und hier zuerst von rechtsradikalen und antisemitischen Verschwörungstheoretikern verwendet. In einem Buch des Rechtsextremen Klaus Groth, *Die Diktatur der Guten – Political Correctness*, aus den 1990er-Jahren heisst es gleich im ersten Satz: «Die Diktatur hat einen neuen Namen, die Political Correctness, sie ist die Herrschaft der Minderheiten über die Mehrheit.»

Heute liest man solche Sätze nicht mehr nur in rechtsextremen Büchern, sondern im Feuilleton. Das Feuilleton sprang auf diesen Zug auf und klatschte in den letzten Jahren beherzt mit, als es Mode wurde zu behaupten, dass Minderheiten, Frauen usw. jetzt übertreiben und doch mal Ruhe geben sollten, dass es langsam reiche mit der Egalität. Man nickte, als in jedem Gender-Main-

streaming-Programm «Umerziehung von oben», in jeder feministischen Kritik ein «Zensurinstrument» vermutet wurde. Man klatschte so lange, bis liberaldemokratische Prämissen wie Egalität, Minderheitenrechte und Gleichstellung ganz allgemein und grundlegend unter Verdacht gerieten. Bis sogar Grundgesetze und Menschenrechte als extrem oder totalitär galten und es zunehmend als Ausdruck der liberalen Freiheit galt, gar zum «Punk» emporstilisiert wurde, diese abzulehnen und darauf zu beharren, so ein bisschen sexistisch und rassistisch zu sein.

In zahlreichen Zeitungen schrieben konservative Feuilletonisten in den vergangenen Jahren über eine angeblich aus dem Ruder gelaufene Emanzipation, eine «übertriebene Gleichstellungspolitik» oder «totalitäre Genderforschung». Aufgebaut wurde die Vorstellung von einem «zu viel» an Emanzipation, von Meinungsverböten oder gar von einer bevorstehenden «Genderdiktatur».

Diese Feindbildrhetorik hatte den Effekt, dass konservative oder rechte Akteure sich als demokratische Tabubrecher inszenierten, in Wahrheit aber demokratische Mindeststandards wie Antidiskriminierung oder Gleichstellung delegitimierten. Es ist wichtig zu verstehen, dass beim Political-Correctness-Bashing bzw. der Behauptung, wir hätten es mit einer feministischen Diktatur zu tun, nicht irgendwelche tatsächlich radikalen feministischen Ideen angegriffen werden, sondern die Basis demokratischer und im Grundgesetz verankerten Vereinbarungen. Es geht um eine schleichende und grundsätzliche Infragestellung von Egalität.

In der Schweiz setzte sich etwa der ehemalige Chefredakteur der «Basler Zeitung», Markus Somm als Freiheitskämpfer gegen eine angeblich totalitäre Genderforschung in Szene. Er unterstellte, die Genderforschung wolle Männer und Frauen «gleichschalten» und plädierte für das Recht, unterschiedlich sein zu dürfen. Allerdings erweist sich sein Plädoyer für Unterschiedlichkeit genau besehen selbst als dogmatisch. Mädchen würden nun mal, wie er beobachte, lieber mit Puppen

spielen als Buben. Somm leitet, ausgehend von naturalistischen Sein-Sollen-Fehlschlüssen, eine ahistorische Pauschalwahrheit ab: Weil ich sehe, dass Menschen etwas tun (mit Puppen spielen), weiss ich automatisch, was ihre Rolle in der Gesellschaft zu sein hat. Kurzum: Der Vorwurf gegen die Gender Studies, totalitär zu sein, ermöglicht es ihm, seine eigenen normativen und im Kern anti-liberale Perspektiven zu vertreten («Mädchen sind so»). In einer absurden Verkehrung wird das Festhalten an Stereotypen und Normen zum Inbegriff von Freiheit erklärt.

Der Mythos der erreichten Gleichstellung

Ferner beruft sich Somm auf eine angeblich längst erreichte Gleichstellung. Formal gesehen gebe es keine Hürden mehr. Frauen können heute tun und lassen was sie wollen, es brauche deshalb keinen Feminismus und auch keine Geschlechterforschung. Die Beseitigung wirklich «schwerwiegender Diskriminierungen wie der Tatsache, dass eine Frau ohne Erlaubnis ihres Mannes keinen Vertrag unterschreiben konnte», sei erfolgt, und aus liberaler Sicht ein «selbstverständliches Anliegen». Somm bezieht sich affirmativ auf die Gleichstellung, um zu sagen: Jetzt reicht es. Wenn es jetzt noch «Restungleichheiten» gibt, dann sind sie in der Natur begründet und zu akzeptieren.

Was in solchen Argumentationsweisen genau genommen passiert, ist, dass ein wichtiger Teil demokratischer Verfassungen delegitimiert wird, nämlich der Auftrag, Gleichstellung nicht nur formal festzuhalten, sondern auch tatsächlich umzusetzen, also politisch einzugreifen und Dinge gerade nicht «der Natur» zu überlassen. Es handelt sich um eine zentrale Erkenntnis liberaldemokratischer Gesellschaften, dass Gleichberechtigung nicht nur eine juristische Formel ist, die dann den Individuen überlassen werden kann, sondern dass diese auch politisch und materiell umgesetzt werden muss. Die Schweizer Verfassung hält fest: «Der Staat fördert die tatsächliche

Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern und wirkt auf die Beseitigung bestehender Nachteile hin.»

Eine Haltung wie diejenige von Markus Somm und anderen, die Gleichstellung auf eine rein formale Ebene reduzieren, entlässt Staat und Gesellschaft aus der Verantwortung. Genau hier werden Antifeminismus und Anti-Gender-Positionen zu gefährlichen Einfallsloren für antidemokratische Weltanschauungen. Und zwar – das ist das Verführerische dieser Argumentation – indem sie sich als bürgerlich und liberal inszenieren: Die Delegitimierung der Verfassung erscheint als Inbegriff von Freiheit und Selbstbestimmung.



Franziska Schutzbach, 1978, ist Soziologin und Geschlechterforscherin. Sie ist u.a. Autorin von *Die Rhetorik der Rechten. Rechtspopulistische Diskursstrategien im Überblick* (Edition Xanthippe, 2018). Im März ist ihr Buch *Politiken der Generativität. Reproduktive Gesundheit, Bevölkerung und Geschlecht. Das Beispiel der Weltgesundheitsorganisation* im Transcript-Verlag erschienen.

ALLE

TAGE



Wien, leergefegt (Bilder: Lorenz Langenegger)



Seit einem Monat war alles anders. Wir stellten fest, dass wir nicht besonders gut darin waren, Ungewissheit zu ertragen und Unsicherheit auszuhalten. Kaum war der Alltag in Gefahr, merkten wir, wie lieb uns Gewohnheiten waren. Wir scharten uns in Gruppen und rückten zusammen, nicht physisch, die Herde war behördlich untersagt, aber in Gedanken. Eben noch stolze Individuen, beruhigte es uns plötzlich, wenn wir kauften, was alle kauften, wenn wir das Buch aus dem Regal nahmen, das alle lasen. Wir waren nicht allein. Wir hielten zusammen. Aber was? Was hielten wir zusammen?

Am ersten Tag spielen sie im Radio nach dem Morgenjournal *Via con me (it's wonderful)* von Paolo Conte.

Für Regaleinräumer und Kassiererinnen veränderte sich wenig. Sie standen in ihrer kurzen Pause vor dem Lieferanteneingang, in einer Hand die Dose, in der anderen die Zigarette. Mehr denn je brauchten sie die süsse, prickelnde Energie und den Lungenzug.

Am vierten Tag spazierte ich zum ersten Mal durch die leere Innenstadt. So habe ich die Hofburg, den Graben, den Stephansplatz und die Ringstrasse noch nicht gesehen. Vor der Pestsäule brennen Kerzen.

Wien war meine zweite Heimat. Obwohl ich immer der Meinung war, dass ich

keine erste hatte. Meine Grosseltern waren aus verschiedenen Ecken der Schweiz nach Zürich gekommen, auf der Suche nach Arbeit. Meine Eltern suchten Bauland und fanden es ausserhalb der Stadt, da, wo die Häuser aufhörten und der Wald begann. Ich kam mit 20 nach Bern, mit 25 nach Zürich und mit 30 nach Wien. Je grösser die Stadt, desto wohler fühlte ich mich. Im Winter war ich einige Tage in Gais. Ich bildete mir ein, dem Dorf verbunden zu sein. In China war ich noch nie.

Am fünften Tag lese ich in der Zeitung vom Vortag in einem Interview mit einem Bestsellerautor (ich wundere mich über die Berufsbezeichnung) folgenden Satz: Es wird plötzlich sehr deutlich, wer für unsere Gesellschaft relevant ist, und ich finde spannend, wie da der Begriff Leistungsträger neu definiert wird.

Die Nachricht, dass alle Flugverbindungen zwischen Wien und Zürich eingestellt wurden, beschäftigte mich nicht weiter. Erst als zwei Tage später auch die Züge nicht mehr über die Grenze fuhren, fühlte ich mich eingeschränkt. Wie oft war ich in den letzten Jahren zum Bahnhof gegangen und hatte mir einen gemütlichen Platz gesucht, auf dem ich acht Stunden lesen und arbeiten konnte?

Am sechsten Tag habe ich eine Idee. Ich analysiere die Struktur von *Bartleby*, dem Schrei-

ber von Melville. Dabei stosse ich auf die Sätze: «Es ist nicht selten der Fall, dass ein Mensch, wenn ihm auf eine noch nie dagewesene und krass der Vernunft widersprechende Weise entgegengetreten wird, in seiner eigenen, simpelsten Überzeugung zu schwanken beginnt. Er beginnt gewissermassen dunkel zu argwöhnen, dass alles Recht und alle Vernunft, so verwunderlich es auch sein mag, auf der anderen Seite seien.»

St.Pölten, Linz, Salzburg, Kufstein, Wörgl, Innsbruck, Ötztal, Landeck-Zams, Imst-Pitztal, St.Anton am Arlberg, Bludenz, Feldkirch, Buchs.

Am elften Tag fällt mir nichts mehr ein. Der Abstand ist zu klein und gleichzeitig zu gross. Es fehlt der Überblick für die Einordnung, dafür muss es vorbeigehen. Und es ist nicht mehr neu und wie alles Neue aufregend. Die Ausnahme ist Routine geworden. Die Sorgen werden grösser, wohin das alles noch führen wird. Ich lese ein Theaterstück, das ich 2012 geschrieben habe und finde darin die Sätze: In Apotheken gehen die Schutzmasken aus. Desinfektionsflüssigkeit wird knapp. Ein Husten in der Öffentlichkeit führt zu feindlichen Blicken. Nach einem Niesen leert sich der Strassenbahnwaggon. Und später: Um uns herum ist Plastik. Wir befinden uns im Bauch einer Maschine. Es surrt und tickt überall. Die Maschine atmet, misst und regelt unun-



terbrochen, aber sie hat kein Herz, nur Anzeigen und blinkende Lichter.

Was es auslöste, einen Schritt voraus zu sein. Hier galt schon, was dort erst verkündet wurde. Wie leicht dabei das Gefühl entstand, es besser zu wissen, schon zu kennen, was auf andere zukam. Die Genugtuung, die das Gefühl hinterliess, verwunderte mich. Was genau tat genug daran?

Am 16. Tag kaufe ich zum letzten Mal ohne Mundschutz ein.

Ich studierte jeden Tag die Zahlen. Auf die Statistik war Verlass. Ich sass zu Hause und wollte die Einschränkungen, die den Alltag prägten, in der Kurve abgebildet sehen. Wie lange schon? Dann müsste doch jetzt... Und als es so weit war, redete plötzlich niemand mehr von Zahlen, sondern von Masken.

Am 21. Tag werden zum ersten Mal mehr Genesene als Erkrankte gemeldet.

Im Theater wurde die Maske eingesetzt, um eine Rolle zum Ausdruck zu bringen. Welche Rolle nahm ich ein, wenn ich mir das Tuch um Mund und Nase band, bevor ich den Supermarkt betrat? Ein Maskierter stupste mich an und blieb zu nahe vor mir stehen. (Die Feststellung, wie schnell sich das Gefühl von Nähe und Distanz veränderte. Mein Tanzbereich, dein Tanzbereich.) Er nahm den Schal vom Gesicht. Kollegiale Wiedersehens-

freude. Er fütterte seine Fische auf dem Land und hatte nur ausnahmsweise einen Ausflug in die Stadtwohnung gemacht. Was für Fische? Regenbogenforellen. Und sonst? Die Arbeit ging uns nicht so schnell aus.

Der dreiundzwanzigste Tag ist schon wieder ein Tag, der sich wie ein Sonntag anfühlt.

Wandern ging immer, auch von der Haustür aus: über die Friedensbrücke und den Donaukanal, am Franz-Josefs-Bahnhof vorbei, durch Lichtental, über den Gürtel, an der hohen Mauer des jüdischen Friedhofs entlang, zwischen den Villen des Cottageviertels zum Türkenschanzpark, hinunter nach Neustift am Walde, durch die Weinberge hinauf in den Wiener Wald und zurück über den Himmel und die Bellevuestrasse nach Döbling, an der Spittelau vorbei, um den Franz-Josefs-Bahnhof herum, über die Friedensbrücke und nach fünfeinhalb Stunden kaufte ich beim türkischen Bäcker drei noch warme Fladenbrote.

Am 28. Tag verstecke ich in der Früh die gefärbten Eier im Wohnzimmer und sitze dann auf dem Sofa, trinke einen Tee. Ich lese einen Text über Riesen vor der Tür im Katalog zur Ausstellung «I borrowed optimism from the past» im Künstlerhaus Graz, die nach der Hälfte der Laufzeit geschlossen wird. Danach geht mir durch den Kopf: Ich könnte keinen

schöneren Beruf haben. Am liebsten würde ich gleich einen Roman schreiben. Ich weiss ganz genau, dass ich jetzt nichts zustandebringe, also bleibe ich sitzen und trinke noch einen Becher Tee.

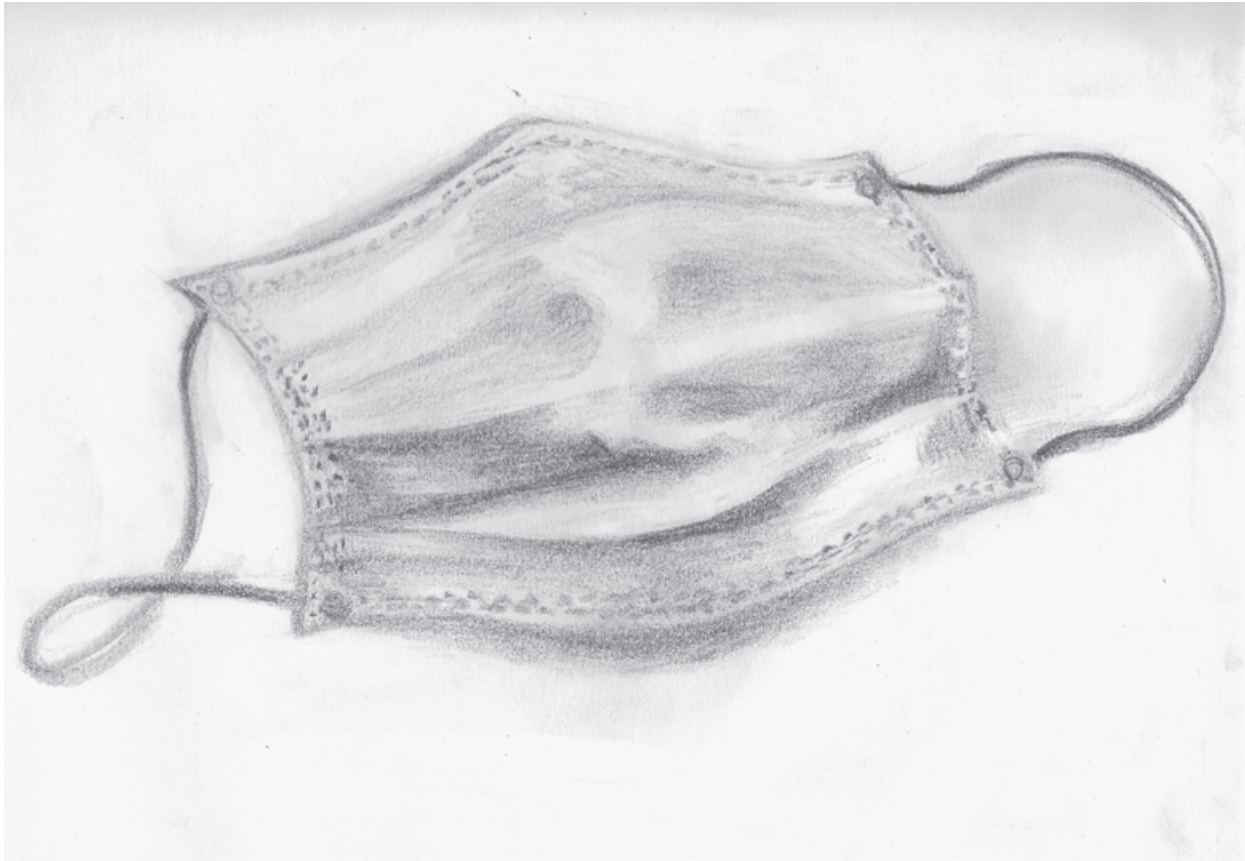
Buchs, Feldkirch, Bludenz, St. Anton am Arlberg, Imst-Pitztal, Landeck-Zams, Ötztal, Innsbruck, Wörgl, Kufstein, Salzburg, Linz, St. Pölten.

Am 30. Tag werde ich gebeten, einen Text zu schreiben. Ich sage zu und nehme mir vor: das Ganze als das zu betrachten, was es ist, etwas Neues, Unverständliches, und das auch auszuhalten.

Lorenz Langenegger, 1980, gebürtiger Ausserrhoder, lebt in Wien und Zürich, Autor von Theaterstücken und Romanen, zuletzt *Dorffrieden* (2016) und *Jahr ohne Winter* (2019), alle beim Verlag Jung & Jung Salzburg.

TOGETHER HOME ALONE IN NEW YORK

New York City, Mutter aller Städte, wie Max Frisch einst auf einem Dach an der Upper West Side ausgerufen haben soll, ist nun auch das Epizentrum des Coronavirus-Ausbruchs. Doch was ist eine Stadt, wenn alles, was man dort suchte, nun fehlt? Das fragen sich *Michaela Müller* (Illustrationen) und *Roman Elsener* (Text) auf ihrer Velotour an den Strand von Coney Island.



«Drop dead!» – tot umfallen tut New York noch nicht, auch wenn das Donald Trump vielleicht gerne hätte. Zumindest wirft New Yorks Bürgermeister Bill de Blasio dies dem US-Präsidenten vor. Schlimmer noch als einst Präsident Ford, dem das «Drop dead»-Zitat zugeschrieben wird, weil er der Stadt vor dem Bankrott 1975 Finanzhilfe verweigerte, versage Trump nun den New Yorkern die überlebenswichtige medizinische Hilfe, so De Blasio.

Ford stammte aus Nebraska, New York mag ihm – wie vielen Amerikanern – fremd, gefährlich und unamerikanisch europäisch vorgekommen sein. Trump dagegen ist in New York aufgewachsen, in Queens, höchstens drei, vier Kilometer vom Stadtteil Corona entfernt, wo das Virus – als hätte es einen Sinn fürs Makabre – sehr heftig wütet.

Unverständlich, dass Trump der «Spirit of New York», die Kraft der Solidarität, welche die Stadt in Krisenzeiten entwickeln kann, nicht berührt. Im unweiten Flushing Meadows Corona Park wird er als Jugendlicher mit Freunden – wenn er denn welche

hatte – gespielt haben. Heute hat er ihn vergessen und kümmert sich lieber um seine schiesswütigen Wähler in Michigan oder Virginia, die er ermuntert, sich den durchaus sinnvollen «Social Distancing»-Regeln ihrer Staatsgouverneure zu widersetzen.

Zu den «basics»

So hören wir hier in Brooklyn dem Präsidenten schon lange nicht mehr zu, und auch Bill de Blasios Wettern gegen Trump ist nicht mehr als politisches Geplänkel. Als klarer Leader im Umgang mit der Pandemie in New York hat sich der Gouverneur des Staates, Andrew Cuomo, erwiesen. Er sieht von politischen Aussagen ab, selbst wenn ihn sein Bruder Chris, TV-Kommentator auf CNN und selbst an Covid-19 erkrankt, im Interview provoziert. Cuomo informiert die New Yorker sachlich – freut sich, wenn er, wie neulich, das Abflachen der Kurve der Neuansteckungen bekannt geben darf, warnt eindringlich wenn nötig, schafft es aber auch zu beruhigen: Bitte keine Panik und kein Night

Fever, in der Stadt, in der sich auch bei Minimalbetrieb ein Zweimeter-Abstand fast unmöglich einhalten lässt.

Sich ohne Gesichtsmaske in die Stadt zu begeben, das mag in Schweizer Städten gehen, hier sind wir auf gegenseitige Rücksichtnahme angewiesen, wer sich nicht schützt, gefährdet andere. Man besinnt sich aufs Wesentliche – «the basics», wie die Amerikaner gerne sagen, und von denen wir Städter doch so viele vergessen haben. New York lernt, nicht wie üblich mit einem exklusiven globalen Mix bedient zu werden, sondern sich selbst zu versorgen: Wie backt man Brot? Wie legt man einen Garten an und schützt ihn vor aggressiven Ratten? Welche Vögel zwitschern morgens so laut in den Bäumen im Garten, nun, da aus den Strassen ausser Krankenwagen sirenen kaum mehr etwas zu hören ist?

Neue Grundregeln kommen dazu: Wie trägt man eine Schutzmaske, ohne dass sich die Brille beschlägt? Wie entsorgt man gebrauchte Gummihandschuhe, ohne die Viren in der eigenen Wohnung zu verstreuen? Sollen die Produkte, die man eben aus dem Su-



permarkt nach Hause gebracht hat, mit Desinfektionsmittel abgerieben werden?

In Videokonferenzen tauschen wir in virtuellen wöchentlichen Sonntagsbrunches mit New Yorker Freunden aus aller Welt Tipps und Tricks aus. Den Kindern ist es langweilig? – Organisieren wir eine Geburtstagsparty für eines der Stofftiere! Keine Hefe? – Mit Sauerteig-Kulturen kann man trotzdem Brot backen. Du hast Kollegen, die sich mit Seilgumpen fit halten, bis jetzt belächelt, und nun gibt es nirgendwo mehr Springseile zu kaufen? – Benutze eines deiner defekten Gitarrenkabel!

Leere Strassen im Frühlingsblust

Statt in U-Bahnkanälen oder Expressbussen von Termin zu Termin zu hetzen, entdeckt man die Stadt wieder zu Fuss oder auf dem Velo. Wir halten die Schutzmaskenpflicht auch hier ein und planen mit dem Fahrrad nach Coney Island an den Strand zu fahren, frische Luft, Weitblick, Perspektiven für den Sommer zu gewinnen.

Wir hoffen, auch das Panzergehäuse der einen oder anderen Horseshoe Crab zu finden, die an den New Yorker Stränden angeschwemmt werden – die urzeitlichen Pfeilschwanzkrebse, deren Vorfahren schon vor 450 Millionen Jahren durch die Meere schwammen, dienen immer wieder als gute Erinnerungen daran, wie beharrlich das Leben sein kann.

Zum grossen Befreiungsschlag wird die Velotour allerdings nicht. Der Strand – zu dieser Jahreszeit normalerweise voll buntem Volk, das auf den Brettern des Boardwalks promenierte oder im Sand Picknicktücher auslegt – ist einzig für kurze Spaziergänge geöffnet, das wissen wir schon vor der Abfahrt. Mit der Gesichtsmaske gegen den Frühlingswind gestaltet sich das Vorankommen zudem langsamer als gedacht.

Die Leere der Strassen im Frühlingsblust ist beklemmend. Auf der Bedford Avenue kommen wir an einem von Polizei und Militär bewachten Covid-19-Testcenter vorbei. Auf Leuchttafeln wird darauf aufmerksam gemacht, dass Patienten nur per Verabredung eingelassen werden. Bei jedem Rotlicht

achten wir darauf, nicht zu nahe bei einem japsenden Jogger, einer keuchenden Sports-Bikerin oder einem Autofahrer, der bei offenem Fenster in sein Handy schreit, zu warten.

Fast alle Personen, die man sieht, tragen Masken. Der junge Mann, der seinen Hund spazieren führt. Die alte Frau, die ihren vollen Wäschekorb zur 24-Stunden-Laundry schiebt, sogar die beiden Jungs an der Ecke, die einen Joint rauchen, der eine hat die Maske auf seine Stirn geschoben, der andere seine Bandana zum Halstuch gemacht. Den süsslichen Duft der Rauchware können wir dutzende Meter entfernt riechen. Ob uns die Viren in der Luft ähnlich lange verfolgen?

Kulturstadt ohne Kultur

Was ist eine Stadt, wenn das, was die Bewohner hierher gezogen hat, nicht mehr existiert? Keine Konzerte, keine Kunst, keine Bars, keine Dachparties, kein Ablecken der Finger nach dem «Best Roastbeef Sandwich in Town» vom Deli an der Ecke? Wenn die «Reibung an der globalen Gesellschaft» fehlt,



wie es ein alter Rheintaler Freund, der heute in Wien lebt, ausdrückt? Wenn die Welt nicht mehr nach New York kommt, sondern die Metropolis meidet?

Wer kann, hat die Stadt meist schon verlassen, ist zu Verwandten in weniger bevölkerte Staaten, oder in ländliche Gegenden in Upstate New York, wohin die hohen Mieten in der Stadt gerade auch kreative Köpfe in den letzten Jahren ohnehin schon vertrieben haben. Sie hoffen, nun mit ihren Livestreams aus Kellern oder von vor den Chimenees ihrer bescheidenen Landsitze ein Publikum zu erreichen. Dass Lady Gaga mit Globalcitizen.org dasselbe gleichzeitig mit den Rolling Stones, Paul McCartney und Elton John durchzieht, hilft dabei natürlich nicht.

Wer in der Stadt bleiben muss, hat kaum eine andere Wahl als zu hoffen, dass die Solidarität greift. Es sei, so heisst es, sowieso nur ein richtiger New Yorker, wer keinen anderen Fluchtort habe. Vielleicht belebt genau dies den berühmten guten Geist der Stadt: Hey, wir stecken alle zusammen in diesem dystopischen Katastrophenfilm! Jetzt nur

nicht alleine noch nachsehen, was da an der Backdoor kratzt, oder noch schnell im 24-Stunden-Shop an der Ecke einen neuen Sixpack holen. Wir wissen was passiert, wenn sich die Protagonisten in solchen Filmen trennen. Nun bleiben wir alle schön zusammen alleine zu Hause und schauen den Streifen zu Ende, bis zum Happy End.



Michaela Müller wurde für ihre Filme *Miramare* (2009) und *Airport* (2017) mit dem Schweizer Filmpreis für beste Animationsfilme ausgezeichnet. Sie teilt sich ihre Zeit zwischen der Schweiz und New York.

Roman Elsener arbeitet seit 1996 für Schweizer Medienunternehmen in New York. Seine Erlebnisse in der Metropolis verarbeitet er als Singer/Songwriter der Band «The Roman Games».

Musik-Anspieltipp zur Lektüre dieses Beitrages: *Together Alone* von Crowded House (1993) youtube.com/watch?v=6clOaNae8sg

Mit Covid-19 wird das Sterben öffentlich. Und damit die Einsicht, dass uns die früher selbstverständliche Perspektive über den eigenen Tod hinaus abhanden gekommen ist. Von Ludwig Hasler

46

Kulturfasten – Was heisst das konkret? Auskünfte von Theaterleuten, Not-hilfe im Anlaufen, kontroverses Streaming und ein Blick nach Deutschland und Österreich. Von Peter Surber

48

«Die Moderne im Kleinen»: St.Galler Bauten aus den krisengeprägten 1930er-Jahren. Nina Keel stellt den Linsebühl-Bau vor.

50

Stefan Kellers grosse Reportage über die Geschichte der Arbeit im Thurgau ist ein biografisches Feuerwerk – dicht, präzise und äusserst unterhaltsam. Von Roman Hertler

52

Das Museum Heiden und seine Sammlung aus «Niederländisch-Indien»: Andreas Zangger, Mitautor von Buch und Ausstellung, über die Hintergründe. Von Hanspeter Spörri

55

Und alles ohne Auferstehung?

Mit Covid-19 wird das Sterben öffentlich. Und damit die Einsicht, dass uns die früher selbstverständliche Perspektive über den eigenen Tod hinaus abhanden gekommen ist. Ein Essay über die existentielle Dimension der Krise: das Sterben und das Nicht-sterben-Wollen.
Von Ludwig Hasler

Die Bilder vom Corona-Tod bleiben hängen. Wie in Bergamo Kolonnen von Armee-Fahrzeugen die Särge aus der Stadt bringen. Wie in New York Gabelstapler die Leichen zu Kühl-lastern fahren, die auf der Strasse parken. Hier in der Schweiz führt sich die Pandemie freundlicher auf, die Spitäler sind prima vorbereitet, Ärztinnen und Pfleger selten überfordert, Beatmungsgeräte gibt es reichlich. Dennoch möchten auch wir nicht so sterben, im Koma, auf Intensivstationen, maschinell beatmet, reduziert auf den hinsiechenden Körper, komplett isoliert, rigoros getrennt von Familie, Freunden, ohne deren Zuspruch, ohne Händedruck, ohne Abschied, ohne öffentliche Abdankung.

Wie möchten wir denn sterben – wenn überhaupt? «Im Grunde glaubt niemand an den eigenen Tod», sagt Sigmund Freud. Also leben wir, als lebten wir ewig. Es sterben ja stets die andern. Auch in der Schweiz sind es monatlich gegen 1200 Menschen über 65, die waren halt krank, alt, das ist normal, das passiert im Schatten der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit. Mit Covid-19 wird das Sterben öffentlich. Hier könnten alle drankommen, deren Immunkräfte schwinden, zumindest alle Alten. Wer über 80 ist, rechnet zwar klugerweise mit dem Tod, doch es gibt in der Schweiz 450'000 in dieser Risikoklasse, also muss mit drastischen Massnahmen verhindert werden, dass sie alle sich anstecken.

«Gesundheit über alles» ist eine bescheuerte Devise

Seither gibt es in Bern das tägliche Corona-Hochamt mit dem Bundesrat als Klerus, der die Gemeinde rituell einschwört auf die zehn Gebote in Pandemie-Zeiten. Über all den Geboten steht «Gesundheit hat Vorrang!». Also darf, wo sie gefährdet ist oder scheint, alles übrige eingesperrt oder stillgelegt werden. Hauptsache, gesund. Heisst so unsere neue Gottheit? Haben wir sonst nichts, was uns heilig wäre? Die Wirtschaft, klar, die fällt dann doch manchen ein. So entsteht der Streit um «Gesundheit versus Wirtschaft», wobei die meisten sich beeilen, der Gesundheit den Primat zu gönnen; das gehört sich offenbar so in alternden Wohlstandsgesellschaften.

Nur, als Primgöttin versagt Gesundheit sofort, nie hat sie gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen, sie ist ein Geschenk günstiger Umstände. Trüben die Umstände ein, pausiert die Volkswirtschaft nur ein paar Monate, liegen wir schnell flach, seelisch wie körperlich, fallen in Armut, in Verzweiflung, zerrütteten Familien, denken an Suizid.

«Gesundheit über alles» ist eine bescheuerte Devise. In der aktuellen Lage überdies heuchlerisch. Die kriegsähnliche Aufrüstung gegen das Virus soll ja die «Risikogruppen» schützen, oder nicht? Diese Gruppen aber, mehrheitlich so ab 75, sind eh nicht mehr gesund. Die meisten plagen sich mit chronischen Krankheiten, Herz- und Lungenleiden, Diabetes, Krebs, ohne ausgeklügelte Medizin wären sie gar nicht mehr am Leben. Covid-19 wirkt als rücksichtsloser Beschleuniger. Der Kampf gegen das Virus schützt also nicht die Gesundheit der Alten – er verlängert nur deren irdische Aufenthaltsfrist. Ein bisschen.

Konkret soll um jeden Preis verhindert werden, dass zum Beispiel ich – 75, lädierte Lunge – mich anstecke und jetzt sterbe, statt etwas später. Danke.

Wäre das denn das Schlimmste? Ich bin nicht lebensmüde, der Tod käme mir ungelegen. Doch um jeden Preis eine Zeitlang weiterleben? Das Leben draussen ausschalten, damit es mich und meine Risiko-Kollegen noch etwas länger gibt? Gilt da gar nicht Gesundheit als höchster Wert, sondern das nackte Leben? Und der Tod als Skandal, als das erschreckend Unvorstellbare? Doch warum? Können wir nicht sterben, weil wir in der säkularisierten Gesellschaft nichts haben, was über den Tod hinaus von Bedeutung ist?

Die sogenannten letzten Fragen (woher kommen wir, wohin gehe ich?) sind heute nicht mehr gross im Spiel. Antworten kennen wir ohnehin keine (ich auch nicht). Wir leben dahin, als gäbe es gar keine Fragen, wenn es ums Letzte geht. Schluss ist Schluss – fragt sich nur: Wie lange noch nicht? Korrekterweise dürfte gar nie Schluss sein, weil dann ist auch Schluss mit mir, und ich bin mir nicht nur der Nächste, ich bin mir das Wichtigste, das Zentrum meiner Welt, daran haben wir uns im Laufe der Moderne gewöhnt. Wenn das aber so ist, wenn es für mich nichts Bedeutenderes gibt als

mich selbst, dann habe ich im Alter schlechte Aussichten. Medizin und Bundesrat mögen alles tun, damit wir noch eine Runde anhängen dürfen: Das Ich bleibt endlich, es schrumpft, es serbelt, es ist – letztlich – nicht zu retten.

Das vergessene Gespräch mit den Toten

Nein, keine Osterpredigt. Nur schwer stelle ich mir (meine) Auferstehung vor, die Ewigkeit danach erst recht. Dass aber der Tod einfach Päng macht – und danach ist nichts, damit müssen wir erst zurechtkommen. In allen Kulturen bisher war das Alter keine Endstation und das Sterben kein Abschluss, sondern ein Zwischenereignis, ein Übergang von der endlichen Existenz in eine andere, unbekannte. Darum war die Dauer des irdischen Aufenthaltes eher nebensächlich, Hauptsache, man hatte gute Karten für das Reich der Ahnen, für Walhall, fürs Paradies, für den Himmel.

Hokuspokus? Stets auch die Hoffnung, es gebe noch etwas Grösseres als unseren irdischen Betrieb. Die Erinnerung daran, dass es mehr Leben gibt, als wir gerade leben, die Bilder von Quellen der Kraft, der Lust, des Rätsels, des Rau-sches, der Stille, der Schönheit. Das konnte dem Alter eine Dimension eröffnen, gegen die jede Kreuzfahrt banal wirkt. Es brachte das Ich ins Gespräch mit der grossen Kolonie der Unsichtbaren, die uns beobachten, beurteilen, erwarten. Das Gespräch mit den Toten war in allen Kulturen unent-behrlich. Verbindung aufnehmen mit den Abwesenden, Ab-getretenen, Unsichtbaren. Schon mal da anklopfen, wo wir alle demnächst uns finden werden. Eine Antenne für Transzendenz ausfahren.

So war es für meine Grosseltern, noch für meine Eltern. Und heute? Wer unterhält noch ein Verhältnis zum Unsicht-baren? Wem ist es egal? Wer vermisst es? Können wir gelassen alt werden ohne das Unsichtbare? Können wir – mit Epikur – sagen: «Das schauerlichste Übel, der Tod, geht uns nichts an; denn solange wir existieren, ist der Tod nicht da, und wenn der Tod da ist, existieren wir nicht mehr.» Tönt logisch. Bloss sah Epikur unsere Reaktion nicht voraus: Gerade weil wir im Tod nicht mehr existieren, fahren wir

gegen den Tod stets gröbere Geschütze auf, damit wir am Existieren bleiben. Ohne metaphysische Dimension wird das Alter anstrengend.

Mit Corona wird Sterben wieder Schicksal

Mit dem Virus erst recht. Es setzt ausser Kraft, was wir dem Tod entgegensetzen: unsere Kontrollvernunft, vor allem die medizinische Kunst. Ihre Macht wirkt begrenzt, doch sie lässt uns immerhin vorstellen, wir könnten unser Sterben steuern. Den Krebs zum Beispiel «besiegt» sie keineswegs, den Krebstod schiebt sie stets erfolgreicher hinaus. Dito Diabetes, Herz- und Lungenleiden. In dieser Phase des Todes-aufschubs hängen wir allerdings an Pharma und Spezial-medicin, die eigene Immunabwehr taugt nicht mehr viel. Genau da schlägt Covid-19 ein. Sie trifft die Immunschwachen – und damit unsere Hoffnung auf steuerbares Sterben.

Sterben wird wieder Schicksal. Das fällt leichter mit einer Perspektive über mich hinaus. Bin ich mir selbst das einzig Wertvolle, kann ich schlecht sterben, da mit mir ja alles verschwindet, woran mir liegt. Sehe ich mich jedoch mittendrin, als kleinen Akteur, in einem grossen Welttheater, kann ich getrost mal verschwinden – ohne mich vor der Frage «Glaubst du an so etwas wie das ewige Leben?» zu drücken: Klar. Muss ja nicht meines sein.



Ludwig Hasler, Publizist und Philosoph, ist Autor des philosophischen Bestsellers *Für ein Alter, das noch was vorhat* (Rüffer & Rub, 2019, Besprechung im Oktoberheft 2019 von Saiten).

Kulturfasten

Seit anderthalb Monaten ist der Kulturbetrieb auf Eis gelegt. Was heisst das konkret? Auskünfte von Theaterleuten, Nothilfe im Anlaufen, kontroverses Streaming und ein Blick nach Deutschland und Österreich. Von Peter Surber

Seit dem 26. April, dem Tag der ersten Lockerung des Lockdown-Regimes, geht es in Sachen Konsum wieder zur Sache in ganz Helvetien. Ganz Helvetien? Nein, es gibt Berufszweige, die weiterhin und noch auf längere Sicht unter dem Coronabann stehen. Allen voran die Beizen. Und die Kultur.

Am 16. April hatte der Bundesrat festgelegt, dass frühestens nach dem 8. Juni eine erste zaghafte Wiederbelebung möglich sein wird: Dann sollen Bibliotheken und Museen wieder öffnen, mit Mindestabstand und strikten Hygienevorschriften. Das ginge auch schon früher, protestierte unter anderem die St.Galler Regierung. Vom Versammlungsverbot betroffen bleiben aber Konzerte, Theater, Kino, Lesungen, Diskussionen – dies der Stand bei Redaktionsschluss dieser Ausgabe. In der Luft hingen auch noch die Sommerfestivals, mehr dazu auf saiten.ch/die-kultursaison-ist-zu-ende. Einen Funken Hoffnung schürten weiterhin die St.Galler Festspiele, die am 26. Juni mit der Verdi-Oper *Stiffelio* starten wollten, Corona-bedingt im Haus statt auf dem Klosterplatz und unter der Voraussetzung, dass allerspätestens ab 8. Juni wieder geprobt werden könne.

Abstandhalten im Konzertsaal?

Dass man Kultur auch nach dem Ende des Lockdowns nicht einfach aus dem Boden stampfen kann, wurde in diesen Tagen allort klar, mit Absagen teils bis in den Herbst oder Verschiebungen um ein Jahr. Anderes – wie das Filmfestival Visions du Réel in Nyon vom 17. April bis 3. Mai oder das Jazzfestival Schaffhausen vom 13. bis 16. Mai – findet komplett im Internet statt.

Eine nie dagewesene Lage – Pessimisten sahen und sehen denn auch schon schwarz: Die deutsche Tageszeitung «Die Welt» berichtete von «Schliessungs- oder Einschränkungsszenarien bis Ende des Jahres», und der «Tagesspiegel» versuchte sich den Betrieb in der Berliner Philharmonie unter Pandemie-Vorzeichen konkret vorzustellen: «Wie, bitteschön, soll man die Abläufe für die Zuschauer so organisieren, dass stets 1,50 Meter Distanz gewahrt bleiben? Mäntel könnten mit in den Saal genommen werden, um Gedrängel vor den Garderoben zu vermeiden, man könnte die Konzerte ohne Pause spielen, so dass ein Schlangestehen vor den Bars und Toiletten entfällt. Im Saal aber mögen

noch so viele Sitze frei bleiben – wie soll ein Besucher unter Wahrung des Sicherheitsabstands seinen Platz in der Mitte einer Reihe erreichen, wenn sich am Rand bereits jemand auf dem seinen niedergelassen hat? Soll das Aufsichtspersonal die Leute einzeln aufrufen, streng geordnet von innen nach aussen? Wo und wie aber halten sich die Wartenden dann vor den Türen so auf, dass sie sich nicht auf den Füßen stehen?» Ein groteskes Szenario...

In Not: die Freischaffenden

Oder kommt der kulturelle Neustart sogar erst 2022? «Das wäre das Ende der Kulturnation Deutschland, jedenfalls so, wie wir sie kennen», schreibt die «Welt». Nur schon ein halbjähriger Ausfall sei jedoch für die zahllosen freischaffenden Bühnenkünstlerinnen und -künstler eine Katastrophe. In Österreich haben Klassik-Sängerinnen und Sänger reagiert und eine Petition an die Bundesregierung gerichtet. Die Forderung: einheitliche, rechtskonforme, europaweite Regelungen für die Bezahlung freischaffender Künstler. «Bis dato waren wir Einzelkämpfer, jetzt aber müssen wir den Hebel auf Solidarität umschalten», sagte der Tenor Wolfgang Ablinger-Sperrhacke zur Petition.

Auch in der Schweiz wird die Forderung laut, die prekären Arbeitsbedingungen freier Kunstschafter zu verbessern: «Zugang zu Arbeitslosenversicherung sowie Stärkung der beruflichen und Altersvorsorge werden dabei im Vordergrund stehen», hat der Dachverband Suisse-culture gefordert und prognostiziert, dass trotz aller Hilfsmassnahmen und selbst bei optimistischer Einschätzung die Branche «ein bis zwei Jahre» brauchen werde, um den Stand von vor der Corona-Krise zu erreichen.

Vorerst läuft die staatliche Hilfe an. Die Kantone zahlen Ausfallentschädigungen oder geben Kredite; viele Kulturinstitutionen haben Kurzarbeit beantragt. Zudem können Kulturschaffende ein Gesuch um Nothilfe bei Suisse-culture Sociale stellen. 25 Millionen Franken hat der Bund für diese Corona-Direkthilfe zur Verfügung gestellt. Stand 22. April seien 463 Gesuche eingereicht worden, 57 wurden fertig bearbeitet und 249'000 Franken ausbezahlt, sagt Geschäftsführer Etrit Hasler auf Anfrage. Noch warteten viele Kulturschaffende erstmal auf einen Bescheid der Sozialversicherungsanstalten, an die das Gesuch parallel gerichtet werden

musste. Zudem sei wohl auch die psychologische Schwelle hoch, seine eigene Situation als Notlage einzustufen – gerade im Kulturbereich, wo auch in «normalen» Zeiten wenig verdient werde. Ob die vorerst auf zwei Monate beschränkte Zahlung von Taggeldern auf sechs Monate verlängert werden soll, diskutiert das Parlament im Mai.

Proben – mit 1 Meter Mindestabstand

Österreich ist in Sachen Lockerung bereits einen Schritt weiter als die Schweiz. «Heute haben wir eine «Perspektive» bekommen», schreibt Schauspieler und Bühnenautor Tobias Fend am 19. April aus Hittisau im Bregenzerwald an Saiten. «Proben sind ab Mitte Mai erlaubt, aber mit Mindestabstand von einem Meter und nur mit einer Person, ab Juni dann mit mehreren. Veranstaltungen bis 30. August nur mit Mundschutz und 20 m² pro Person (!), ab September soll es dann normal werden.»

Fend und seine Frau, die Regisseurin Danielle Strahm, produzieren mit ihrem Ensemble Café Fuerte Theater an ungewöhnlichen Schauplätzen – grenzüberschreitend. Für die für Mai geplante, jetzt natürlich verschobene Produktion, eine Bühnenadaptation des Kultromans Die Wand von Marlen Haushofer, waren Mitspieler aus Österreich und Deutschland, eine in Athen lebende Tänzerin und Aufführungs-orte in Ausserrhoden und in Vorarlberg eingeplant.

«Unser Konzept ist überregional – aber jetzt sind die Grenzen zu», sagt Fend. Dank fester Jahresförderung durch das Land Vorarlberg und Fördergeldern aus Ausserrhoden könne Café Fuerte trotzdem Gagen zahlen. «Wir kommen durch – die Frage ist: Wie lange? Und das Schwierige ist die Unsicherheit: Wann kann ich überhaupt spielen?» Sobald eine Perspektive da sei, komme die Kreativität wieder in Gang.

Onlineangebote seien kein Ersatz – «Das Entscheidende an Theater ist für mich das direkte, unmittelbare Erlebnis.» Drum arbeiteten sie an ihren Stücken, organisierten so gut es geht ihre Arbeit und die Betreuung der drei Buben zwischen 0 und 5 Jahren – und zwischendurch liefert Tobias Fend im Bregenzerwald mit dem Lastenvelo Bio-Lebensmittel aus. «Man muss aktiv bleiben, nicht Opfer der Krise werden», sagt er.

Wenn der Körper nicht darf

Die Unsicherheit ist das, was lähmt, bestätigt auch Ann Katrin Cooper, Produzentin beim St.Galler Panorama Dance Theater und Präsidentin der IG Kultur Ost. Dass Deutschland früh im April den 31. August als Stichdatum für grosse Veranstaltungen festgelegt habe, sei «fast schon eine Erleichterung» gewesen – während in der Schweiz der Planungshorizont völlig unklar blieb. Zwar musste sie Stücke absagen und Ausfälle verkraften, «aber das Problem ist nicht so sehr, wovon ich leben soll, sondern die fehlende Perspektive». Und was an erster Stelle fehle, sei der Austausch, die direkte Begegnung, das Ausprobieren von Ideen, die Nähe. «Tanz und Theater sind körperlich, auf Distanz geht das nicht.» Coopers Hoffnung hat zur Stunde einen Namen: September. Proben und Workshops durchführen sollte dann zumindest wieder möglich sein.

Juliette Uzor weiss nicht, wann es für sie weitergeht. Aufführungen, Proben: Vorerst ist alles abgesagt, Sommer- und Herbst- und Wintertermine sind in Verhandlung, eine «Datenschlacht», sagt die junge St.Galler Tänzerin. «Am

Anfang war es ein Schock.» Das Projekt, bei dem sie als Tänzerin engagiert war, stand seit Anfang 2019, kurz nach dem Ende ihrer Tanzausbildung, fest in der Agenda: «Tanzfaktor», die alle zwei Jahre stattfindende Förderproduktion für Nachwuchs-Choreografinnen und -Tänzerinnen des Tanznetzwerks Reso, sollte Anfang Mai 2020 auf Tournee gehen, mit Halt in Luzern, in Herisau, in Genf und weiteren Orten. Noch fehlte der letzte Probenschliff – und jetzt, da beliebig Zeit zum Proben wäre, darf man nicht.

Mit Streaming ein weiteres von unzähligen Angeboten im «Netz-Entertainment» zu bieten, widerstrebt Juliette Uzor: Nicht umsonst habe sie den Tanz, diese «körperlichste Kunst», zu ihrem Beruf gemacht. Jetzt heckt sie eine eigene kleine Produktion aus. Und versucht sich fit zu halten, auch wenn die Proben und Trainings wegfallen. Ihr Alltag sei «sehr mobil und in der Schweben».

Ihr Einkommen zur Stunde: Null. Das sei schwierig, auch wenn sie es gewöhnt sei, mit wenig auszukommen, sagt sie und schliesst «vorfreudigst auf die erste Theatervorstellung nach der Krise, mit oder ohne Maske im Gesicht».

Theater als Stream – oder mit Mundschutz?

Streamen oder nicht streamen? Die Frage ist kontrovers, beispielhaft dafür ist die Debatte, die die deutsche TAZ im April darüber führte. Kontra kritisierte Uwe Mattheis, dass Bühnenkünstler sich online ohne Honorar «verkaufen»: «Was treibt Geschädigte der Gig-Ökonomie dazu, ihr Heil in weiteren Gigs zu suchen? Digitale Plattformen sind weder egalitär noch wertneutral, sie entwickeln eine Tendenz zur Monopolisierung ihrer Märkte, sind ihrem Content gegenüber indifferent, solange er ihnen nicht aus-geht, und sie treiben die Ausbeutung des produktiven Vermögens der Arbeitenden nur noch weiter. Wenn jetzt Plattformen für digitales Theater Künstler*innen anbieten, zu einer Art von künstlerischen Uber-Fahrern zu werden, sollte man sie ebenso verklagen wie die Taxibranche aller Länder das kalifornische Unternehmen.»

Pro führte David Lau die Demokratisierung ins Feld: «Dass Menschen, die es sich nicht leisten können, zu Theaterinszenierungen zu reisen, in Zeiten der Coronakrise digitalen Zugriff auf Kulturgüter erhalten können, die ihnen bislang verwehrt waren, ist absolut wünschenswert – unabhängig davon, dass die Bedingungen dafür die Falschen sind.» Es gehe nicht um Ersatz, sondern um die Erweiterung des Möglichen. «Die Krise könnte ein Moment sein, um darüber nachzudenken, wie der digitale Raum als Raum der Kunst und Kultur aussehen soll.»

Was kommt nach Corona? In einer Umfrage des Vorarlberger Kulturmagazins blickt Schauspieler Tobias Fend schon mal voraus: «Der Spuk wird nicht so schnell zu Ende sein. Nächstes Jahr wirds wohl immer noch um Ansteckungsgefahren gehen, besonders bei Veranstaltungen. Aber an den Mundschutz im Spar hat man sich auch schnell gewöhnt.» Und weiter: «Wir glauben, dass man sich der Bedeutung von Kunst und Kultur für unser Leben neu bewusst wird. Man stelle sich vor: Die erste Theatervorstellung nach einem halben Jahr Kulturfasten. Das wird etwas ganz besonderes, für alle.»

Weitere Infos zur Corona-Kulturfinanzierung: laufend auf saiten.ch.

Café Fuerte in der Saiten-Blackbox: saiten.ch/pakete-pakete

Die Moderne im Kleinen: Der Linsebühl-Bau

Im Mai hätte sie eröffnet werden sollen: die Ausstellung «Die Moderne im Kleinen» zu St.Galler Bauten aus den krisengeprägten 1930er-Jahren. Wegen Corona ist sie in den Herbst verschoben. Ausstellungsmacherin Nina Keel stellt drum hier eines der zentralen Häuser vor: den Linsebühlbau, wo die Ausstellung stattfinden soll.



Der Linsebühl-Bau 1933 (Foto Gross – Stadtarchive St.Gallen)

Er liegt zwischen Lämmlisbrunnen- und Linsebühlstrasse, die «Lange Stiege» führt an ihm entlang, ein verlebter Eindruck geht von ihm aus. Tatsächlich hat er eine umtriebige Geschichte hinter sich, der grösste St.Galler Bau der 1930er-Jahre. Linsebühl-Bau oder Sântis-Komplex wird er genannt, initiiert hat ihn der Architekt Moritz Hauser im Jahr 1930.

Das erste Hochhaus

Drei Jahre später stand er da, als kleine Stadt in der Stadt. Und der Bruch mit Jugendstil-St.Gallen hätte grösser nicht sein können: kubische Formen, eine weiss verputzte Fassade ohne jegliche Ornamente, ein Flachdach, Dachterrassen, über Eck verlaufende Fenster, Leuchtschriftzüge. Die stilistischen Merkmale des Neuen Bauens, der Linsebühl-Bau erfüllte sie alle. Mit acht Etagen und 23 Metern Höhe an der Lämmlisbrunnenstrasse präsentierte sich das erste Hochhaus von St.Gallen. Der Linsebühl-Bau vereinte 34 Wohnungen, ein Restaurant, eine doppelte Kegelbahn, Läden, ein Café mit Bar – und «das modernste Lichtspieltheater auf dem Platze».



Vier Gründe führten zur Errichtung dieses Gebäudekomplexes mitten in der Stickerei-Krise: Erstens wurde mangelhafte Bausubstanz ersetzt und das Linsebühl saniert – ein frühes Beispiel einer Gentrifizierung, die Bewohnerinnen und Bewohner davor und danach waren nicht dieselben. Zweitens erfuhr die Linsebühlstrasse eine dringend notwendige Verbreiterung – die Fahrbahn war kaum fünf Meter breit, durch die zunehmende Automatisierung stieg die Zahl der Unfälle. Drittens verhalf der Neubau dem Baugewerbe in der Krise zu Arbeit. Viertens kam der Linsebühl-Bau dem Bedürfnis nach Kleinwohnungen mit zwei und drei Zimmern (inkl. Bad und Küche, ohne Feuerstelle, mit Zentralheizung und Warmwasser) nach.

Wer für Arbeitsbeschaffung ist, stimmt: Ja!

1929 kaufte die Stadt die Liegenschaft Sântis an der Linsebühlstrasse mit der Idee, sie abzutragen und die Strasse zu verbreitern. Doch es geschah einige Monate nichts. Also ergriff Hauser die Initiative und wurde mit einem Neubau-



Fenster über Eck, konkave Krümmung – so baute der Zeitgeist.
Der Linsebühl-Bau von der Lämmliisbrunnen-Strasse her. (Bild: Stefan Indlekofer)



Nina Keel ist Kunsthistorikerin und Kuratorin in St.Gallen. ninakeel.com

Weitere Häuser-Porträts von Nina Keel zur St.Galler «Moderne im Kleinen»: [auf saiten.ch](http://saiten.ch).

projekt für das ganze Vorstadt-Gebiet und einer Renditeberechnung bei der Stadt vorstellig. In seinen Augen war die finanzielle Unterstützung durch die Stadt unabdingbar. Der Stadtrat prüfte und bejahte, allerdings brauchte es die Zustimmung der Gemeinde.

Im März 1931 kam das Projekt zur Abstimmung über eine Subvention von 270'000 Franken. Die Arbeiterzeitung «Volksstimme» unterstützte das Vorhaben mit zahlreichen Pro-Artikeln: Im Rückblick auf eine Versammlung der Arbeitslosen im Volkshaus steht, dass an die Abstimmung erinnert wurde: «Sind nicht unsere Arbeitslosen an der Ausführung dieses Projektes direkt interessiert? Wohl gibt es keine guten Wohnungen für sie – aber Arbeit.» Der Artikel wurde unmittelbar neben der halbseitigen Abstimmungsempfehlung abgedruckt.

Die Abstimmung war hart umkämpft, es kursierten Flugblätter gegen das Vorhaben und moralische Bedenken (Kino!) wurden geäussert. Es kam zur Annahme – durch einen Schulterchluss zwischen liberalem Unternehmertum (27 St.Galler Firmen haben zusammen die Liegenschaften erworben und neu überbaut) und sozialdemokratischer Presse.

Vom Werkstatt- zum Grossstadtquartier

Der Linsebühl-Bau konfrontierte das von Handwerksbetrieben geprägte Quartier mit einer völlig anderen Stadtvorstellung. Die moderne Grossstadt war Orientierungspunkt: Zum einen mit Leuchtreklamen (SÄNTIS, BAR sowie beim Kinovordach), grossen Schaufenstern, der neuartigen Dimension. Zum anderen mit dem Freizeit-Angebot: Restaurant, Kino, Café mit Bar. All diese Angebote unter einem Dach sowie die zentrale Heizung und Warmwasseraufbereitung waren etwas völlig Neues für St.Gallen. Le Corbusiers Idee der «Wohnmaschine» mag als Referenz hinzugezogen werden, allerdings sind die Funktionen im Linsebühl-Bau in separaten Häusern untergebracht.

Konkav und konvex verlaufen die Fassaden des Linsebühl-Baus, es entsprach dem städtebaulichen Zeitgeist: Der Verkehr hatte Priorität, mit Kurven statt Ecken begünstigte man seinen Fluss. Dies veränderte die Strassennetze und die angrenzenden Bauten übernahmen den Schwung in ihre äussere Gestalt. Ein prominentes Schweizer Beispiel ist das Zett-Haus am Zürcher Stauffacher, eine ähnliche Stadt in der Stadt, allerdings mit Büros und Swimmingpool auf dem Dach.

Die dynamische Wahrnehmung aus dem Auto hatte zunehmend Auswirkungen auf die städtische Architektur: Verschiedene Protagonisten der Moderne verwiesen darauf, dass kleinteilige Details bei höherer Geschwindigkeit keine Beachtung fänden. Der besseren Lesbarkeit wegen forderten sie einfachere Formen, glatte Fassaden, horizontale Fensterbänder sowie einen Massstabssprung – alles Dinge, die der Linsebühl-Bau, der zentrale St.Galler Bau der 1930er Jahre, einlöst.

Schweizerische Bauzeitung 103/104 (1934), Heft 6: *Linsebühl-Bau in St.Gallen: eine Wohnhäuser-Gruppe mit Kino, Restaurant und Läden*

Stanislaus von Moos, in: *Das Neue Bauen in der Ostschweiz*, S.I. 1989

Daniel Kurz: *Die Disziplinierung der Stadt. Moderner Städtebau in Zürich 1900–1940*, Zürich 2008

Martino Stierli: *Las Vegas im Rückspiegel – Die Stadt in Theorie, Fotografie und Film*, Zürich 2010

Der Thurgau von unten

Als einer seiner Garnwäscher streikte, war sich der kauzige «Libanon-Mayr», ein alleinstehender Thurgauer Textilunternehmer und Antisemit, nicht zu schade, selber ins eisige Wasser zu steigen, wobei er fast erfor. Der ehemalige Handelsreisende soll später im «Jahr ohne Sommer» sein Haus nur noch auf dem Floss verlassen haben, weil wegen des Wetters lange alles unter Wasser stand. Den Mietsleuten seiner Liegenschaften soll er geraten haben, die Fische doch zu fangen, die durch ihre Stuben schwammen. Natürlich hatten es 1816/17 die wenigsten so lustig wie dieser Fabrikbesitzer, der von der fürchterlichen Hungersnot, die auch im Thurgau hunderte Menschenleben forderte, ohne dass die Kantonsbehörden nennenswert eingeschritten wären, nur vom Hörensagen erfahren hatte.

Wer die Texte – und beispielsweise die monatliche Bildkolumne im Saiten – des Historikers und Journalisten Stefan Keller kennt, wird nicht überrascht sein über die erzählerische Farbenpracht, den anekdotischen Witz und die akribisch recherchierten biografischen Schlaglichter, die sich durch sein neuestes Buch *Spuren der Arbeit – Von der Manufaktur zur Serverfarm* ziehen. Keller, ein Meister der Verdichtung, legt im Auftrag des Thurgauer Amts für Wirtschaft und Arbeit nichts weniger als eine umfassende Geschichte der Arbeitenden im 19. und 20. Jahrhundert vor. Weltgeschichte im Konkreten, erzählt aus der Perspektive der unteren Schichten.

Die Wut der Verreckenden

Nicht die Sicht der Besitzenden, der Mächtigen, der Unternehmer und der Politiker wird erzählt, sondern jene der Armen, der Hungernden, der Ausgebeuteten, der Verlierer des technologischen und industriellen Fortschritts. Zügig schreitet Keller auf knapp 300 Seiten durch zwei Jahrhunderte Thurgauer Arbeitsgeschichte, öffnet den Blick aber immer wieder in die Restostschweiz und stellt Bezüge zur Weltgeschichte her. Da hockt man plötzlich mit napoleonischen Soldaten in der Frauenfelder Gaststube, reist mit thurgauischen Textilhändlern und Söldnern nach Südostasien, mit bekehrten Mormonen über den Atlantik nach Utah oder lauscht einer Predigerin aus dem Baltikum, die das Volk in Arbon in Ekstase versetzt, oder ein knappes Jahrhundert später den tobenden italienischen Hilfsarbeiterinnen, die einen der grossen Arboner Streiks auslösen.

Man spürt die Wut der vor Hunger verreckenden Bichelseer Bevölkerung, die mit Gewalt droht, wenn die Regierung nicht bald Nahrung heranschafft. Diese aber verhaftet den aufmuckenden Ausschuss von «elf Bürgern und einer Bürgerin», verpasst einen Termin in Zürich, bei dem eine Spende des russischen Zaren an die Ostschweizer Kantone verteilt wird, und verzeichnet für 1817 dennoch einen Gewinn von 19'000 Franken in der Staatsrechnung, während die Bevölkerung weiter hungert. Sicherheitspolitisch agierten die Behörden damals allerdings agiler: Die Polizei wird aufgestockt, hält die Kantonsgrenzen dicht und vertreibt lästiger werdenden Bettler aus dem noch schlimmer betroffenen Appenzellerland und dem Toggenburg.

In seiner neuen, grossen historischen Reportage spürt Stefan Keller den Lebensgeschichten der Thurgauer Unterschichten im 19. und 20. Jahrhundert nach. *Spuren der Arbeit* ist ein biografisches und sozialhistorisches Feuerwerk mit bittersüßem bis saurem Beigeschmack.
Von Roman Hertler



Grenzgängerei: Autofähre in Romanshorn, vermutlich 1960er-Jahre. (Bild: Richard Kopiczek)



Giessereihalle bei Saurer in Arbon, um 1930. (Bild: Historisches Museum Arbon)

Das Buch ist durchsetzt von Kurzestbiografien. Es erzählt etliche Einzelschicksale, die immer auch kollektive Schicksale darstellen, von arbeitenden und geschundenen Kindern, von geplagten Dienstmädchen, von Arbeiterinnen in den Fabriken und Knechten auf den Bauernhöfen. Kellers Arbeitsgeschichte ist zu einem wesentlichen Teil auch eine Frauen- und Kindergeschichte.

Im biografischen Reichtum zeigt sich die enorme Recherchearbeit, die Stefan Keller in den vergangenen sechs Jahren geleistet hat. Unzählige Lokalblätter, zum Teil seit einiger Zeit digital greifbar, hat er durchforstet, Gerichtsakten, Tagebücher und Briefwechsel studiert. Ausserdem schöpft er aus seinem unermesslichen Fundus an gesammeltem Bildmaterial. Das letzte Kapitel lässt nur noch die Bilder sprechen, einige mit Bezug auf geschilderte Ereignisse, andere erzählen eigene Geschichten.

Programmatisch schreibt Keller: «Viele Lebensgeschichten wären noch zu erzählen. Aber von den meisten Leuten, die ein Leben lang arbeiten, weiss man am Ende wenig oder nichts. Sie bleiben unauffällig, hinterlassen keine Spuren in der Öffentlichkeit. Höchstens dann, wenn sie mit der Arbeit aufhören, wenn sie zum Beispiel verunfallen, sterben oder einen hohen Geburtstag feiern, werden sie kurz wahrgenommen.»

Keller hat diesen Leuten nachgestöbert, schildert ihre Ängste, Nöte und Glücksmomente, aber auch Mord und Totschlag, Rassenverfolgungen, Arbeiterinnenkravalle, Krankheiten und Unfälle. Immer im Stil der historischen Reportage spritzt das Blut, fault der Oberkiefer und zerquetschen die Gliedmassen, während Magistraten und Fabrikanten schlemmen, schwärmen, reden oder schweigen. Dabei wird der Text nie reisserisch. Keller lässt die Geschichten für sich selber sprechen und hält sich mit politischen Kommentaren weitgehend zurück. Natürlich lässt sich das Buch als Ganzes dennoch als grosser politischer Kommentar lesen.

«Attraktiver wäre das Appenzellerland gewesen»

Als Orientierungsrahmen folgt Keller in *Spuren der Arbeit* der äusserst zögerlichen und schrittweisen Einführung der Sozialwerke in der Schweiz und im Thurgau und den grossen



Montage von Telefondrähten beim Bahnhof Weinfelden, 1903.
(Bild: Bürgerarchiv Weinfelden)

Linien der Wirtschafts- und Industriegeschichte in der Ostschweiz: Aufstieg und Niedergang der Baumwoll- und später der Stickerei- und Maschinenbauindustrie, die Kriegs-, Zwischen- und Nachkriegs-Krisen. Kommt dann aber auch zum Schluss: «Kaum hatte Saurer mit hohen sozialen Kosten bewiesen, dass man hierzulande keine Fahrzeuge und keine Maschinen mehr bauen konnte, kaum hatten weitere Maschinenfabriken ihre Produktion der Reihe nach eingestellt, fing die Stadler Rail AG in Bussnang an, Eisenbahnzüge in die ganze Welt zu verkaufen.»

Spuren der Arbeit beginnt mit dem hübschen Satz: «Attraktiver wäre das Appenzellerland gewesen.» Daraus spricht natürlich kein Bedauern des Autors über den geografischen Fokus seiner Arbeit. Die spitzbübische Provokation ist eine Absage an all jene, die ein weiteres historisches Heimatbuch über das feuchte Land des Nebels und des Moos erwartet hätten, von denen es im Thurgau nicht mangelt.

Nichts liegt dem in Zürich lebenden Keller ferner als Volkstümelei und Glorifizierung seines alten Heimatkantons. Passend dazu hat der Künstler Norbert Möslang, der Gestalter der binären Bahnhofsuhr in St.Gallen und Freund Kellers, für das Buch die Audiodaten des Thurgauerlieds illustrativ dargestellt. Attraktiv ist diese gräulich braune Fläche, die an einen schlecht gewobenen Jutesack erinnert, nicht anzusehen. Erst bei genauerer Betrachtung, beim Heranzoomen, wird aus dem dichten Muster ein hübsches Farbenspiel.

Der Verfasser der Thurgauer Kantonsgeschichte, Albert Schoop, schrieb einmal über dieselbe, sie sei «so undra-

matisch wie die Landschaft selbst». Nicht, dass Stefan Keller auch etwas an der schönen Thurgauer Natur auszusetzen hätte – im Gegenteil. Er beschreibt sie eingangs sogar in fast romantischer Weise, wenn er die Reise des deutschen Dichters Hölderlin beschreibt, der 1801 als Hauslehrer zu den Gonzenbachs in Hauptwil – und eben nicht ins «attraktive» Appenzellerland zu den Zellwegers in Trogen – zieht, was Hölderlins ursprünglicher Plan gewesen wäre.

Im letzten Kapitel mit dem Titel «Digital» wird der Reporter selbst Teil der Geschichte. Keller schleicht dort um die Serverfarm am Rand von Diessenhofen herum. Es handelt sich um einen der drei globalen Standorte von SWIFT, die für über 11'000 Banken den Zahlungsverkehr abwickelt. Für Diessenhofen hat man sich entschieden, weil man sich hier vor den US-Geheimdiensten in Sicherheit wähnt – ob zurecht, weiss niemand. Keller schreibt: «Der Feind kommt aus dem Netz. Aus dem Gelände kommt der neugierige Historiker und fotografiert über den Zaun.»

Schmerzliche Lücken geschlossen

Als 1960 der Bauernromantiker und Dichter Alfred Huggenberger in Diessenhofen zu Grabe getragen wurde, hat dies die «NZZ» unter anderem zum bitteren Kommentar verleitet, der Verstorbene habe zur weitverbreiteten Meinung beigetragen, der Thurgau sei ein bäuerlicher Kanton geblieben. Dass das nicht stimmt, hat sogar schon Albert Schoop gewusst, der ansonsten nicht für sein Gespür für gesellschaftliche Vorgänge berühmt war. Seine Kantonsgeschichte widerspiegelt einzig die Perspektive der politischen und wirtschaftlichen Führung. Er hat sie in den 1990er-Jahren nach schon damals völlig veralteten Methoden erarbeitet.

Stefan Keller ist nun nicht angetreten, um den thurgauisch-industriellen Errungenschaften zu huldigen. Vielmehr schliesst er – im staatlichen Auftrag – schmerzliche Lücken in der Aufarbeitung der Geschichte des Kantons. Es hat zuvor schon sozialgeschichtliche Ansätze gegeben: Zu erwähnen sind etwa die Arbeiten von Historikerinnen wie Verena Rothenbühler, Adrian Knoepfli, Kurt Bünzli oder auch Staatsarchivar André Salathé und nicht zuletzt Kellers eigene Beiträge, etwa über die bewegte «Saurer»-Stadt Arbon (*Die Zeit der Fabriken*, 2001). Aber eine sozial-, arbeiter-, frauen- und kinderhistorische Überblicksarbeit in dieser kompakten und doch detailreichen Form hat es für den Thurgau – und wohl für die meisten Kantone – noch nicht gegeben.

Das Land zwischen Zürich, St.Gallen, Konstanz und dem Bodensee kann sich glücklich schätzen, einen Historiker engagiert zu haben, der die Finger auf die vielen wunden Punkte legt. Präzise, unpolemisch und äusserst unterhaltsam, wie man es sich vom Verfasser von *Grünigers Fall* (1993) und *Maria Theresia Wilhelm, spurlos verschwunden* (1991) gewohnt ist.

Stefan Keller: *Spuren der Arbeit. Von der Manufaktur zur Serverfarm – Reportage*. Rotpunktverlag, Zürich 2020. Fr. 38.–

Vernissage und erste Lesungen des Buchs mussten aus bekannten Gründen verschoben werden. Für die Lesung vom 5. Mai in der Comedia-Buchhandlung in St.Gallen wird ein Ersatzdatum gesucht. Bestätigt ist die Lesung im Schweizerischen Sozialarchiv in Zürich am 24. September.

Die Appenzeller Indonesiengänger

Das Museum Heiden beherbergt eine kleine Sammlung aus «Niederländisch-Indien» – heute Indonesien. Sie steht im Zentrum einer wegen der Coronakrise verschobenen Ausstellung. Der Katalog wird Mitte Mai vorliegen. Andreas Zangger, Mitautor von Buch und Ausstellung, über die Hintergründe. Interview: Hanspeter Spörri



Stehende Herren und kauernde Untergebene: Eine manifeste Hierarchie bestimmte die Gesellschaft Niederländisch-Indiens.

Saiten: Sie werfen mit diesem Buch, das sie zusammen mit Ralph Harb herausgeben, und der geplanten Ausstellung einen Blick auf ein Kapitel der Schweizer und Appenzeller Geschichte, das bisher wenig beachtet wurde. Wie fanden Sie zu diesem Thema?

Andreas Zangger: Durch Zufall. Auf der Suche nach einem Dissertationsthema stöberte ich vor 15 Jahren an der ETH in Nachlässen von Botanikern herum. Dabei fiel mir auf, dass viele von ihnen nach Indonesien gegangen waren. Da packte mich die Neugier. Und dies war dann wohl doch kein Zufall, denn das Thema lag in der Luft. Mit zunehmender Globalisierung wuchs auch das Interesse an ihrer Vorgeschichte, auch aus Schweizer Perspektive. So nahm ich diesen Faden auf und verfolgte ihn, kam von den Botanikern zu den Plantagenbesitzern auf Sumatra und von diesen zu den ostschweizerischen Textilkaufleuten in Singapur und Batavia, dem heutigen Jakarta. Die Dissertation habe ich abgeschlossen, das Thema hingegen ist mir geblieben. Denn da

steckt noch viel drin. Es ist wirklich erstaunlich, wie stark auch ländliche Gebiete wie Appenzell Ausserrhoden, das Toggenburg und das Glarnerland bereits im 19. Jahrhundert in die Weltwirtschaft eingebunden waren.

Sie waren damit auch in den Kolonialismus verwickelt, in die Besitznahme und Ausbeutung fremder Territorien. Das hielt man damals aber wohl für rechtens und moralisch richtig?

Die schweizerische Textilindustrie stand damals in Konkurrenz mit den anderen europäischen Ländern. Die Märkte in Europa waren mehr oder weniger zu. So wuch sie nach Übersee aus. Der Zugang zu den fernen Ländern war nur durch den Kolonialismus möglich. Die europäischen Grossmächte garantierten den Schweizern den Marktzugang, und diese nahmen die Offerte dankbar an. Machen wir es nicht, so tut es ein anderer – so der Tenor. Skrupel kommen äusserst selten zum Ausdruck, sowieso nicht in Bezug auf die eigene ökonomische Tätigkeit. Dass dabei die

Briefe von
Textilkaufleuten gesucht

Die Ostschweizer Textilindustrie hatte bereits im 19. Jahrhundert Netzwerke über den ganzen Globus. Viele junge Kaufleute sind im Dienst der Industrie in die Welt gezogen. Für ein Forschungsprojekt zu den Exportnetzwerken der Ostschweizer Textilindustrie werden Briefe solcher Kaufleute und ihrer Familien gesucht. Kontakt für Personen, die über solche Briefe oder andere Erinnerungen verfügen und bereit sind, dem Forschungsprojekt Kopien zu überlassen: zangger@ogre.ch.

Das Buch

Ferne Welten – fremde Schätze entwirft ein Bild der kolonialen Verhältnisse in Südostasien und der Verflechtungen mit der Schweiz. Erzählt werden vier ausführliche Biografien von Ausserrhodener Persönlichkeiten, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Indonesien koloniale Karriere machten – mehr und weniger erfolgreich. Bilder aus dem Nachlass von Traugott Zimmermann geben Einblick in die koloniale Welt der Protagonisten (Schweizer in Indonesien) wie auch in Lebenswelten der Einheimischen. Ein ausführlich kommentierter Katalog der «Indonesien-Sammlung» im Museum Heiden bildet den dritten Teil des Buchs.

Ferne Welten – fremde Schätze. Ethnografische Objekte und frühe Fotografien aus Niederländisch-Indien im Museum Heiden. Hrsg. Andreas Zangger und Ralph Harb, Edition Clandestin Biel 2020

Kaufkraft dieser Länder langsam schwand, dass Menschen als billigste Arbeitskräfte zu grossen Profiten beitrugen, das wird als Begleitsymptom eines ökonomischen Rechts des Stärkeren hingenommen. Hingegen findet man ab und zu eine sanfte Kritik am Kolonialismus im Zusammenhang mit der Unterwerfung von freiheitsliebenden Völkern. So finden sich durchaus sympathisierende Beschreibungen des Freiheitskampfes in Aceh, im Norden Sumatras.

Viele Schweizer stellten sich damals wie heute auf den Standpunkt, dass der Kolonialismus ein Projekt der Grossmächte war und dass die Schweiz nicht beteiligt war.

Damit machen sie es sich aber zu einfach. Kolonialismus war ein europäisches Projekt, das viele Facetten hatte: die militärische Unterwerfung anderer Länder, die Besiedelung, die ökonomische Inbesitznahme, die wissenschaftliche Erforschung fremder Gebiete und ihrer Schätze und die moralische Legitimierung der weissen Vorherrschaft. In allen diesen Aspekten übten Schweizer eine Rolle aus.

Und auch Appenzeller. Im Zentrum des Buches stehen Biografien von Appenzeller «Indonesien-Gängern», über die Sie erstaunlich viel herausgefunden haben. Was waren ihre Quellen?

Ganz verschiedene. Gewisse Ferngeiste, wie etwa Otto Alder aus Speicher, aufgewachsen im toggenburgischen Hemberg und für einige Jahre in Singapur tätig, oder der Thurgauer Arzt und Globetrotter Elias Haffter haben ihre Erinnerungen nach der Rückkehr sehr anschaulich aufgeschrieben. Alder tut dies allerdings aus grosser zeitlicher Distanz. Erinnerung ist trügerisch: Sie verleiht den Dingen nachträglich einen Sinn und ist gewissermassen eine kreative Kraft.

Dann gibt es nüchterne Quellen wie Almanache, wo die Handelshäuser und ihre Angestellten vermeldet sind. So lassen sich Karrieren verfolgen. Hilfreich sind digitalisierte Zeitungen in der Schweiz, in Singapur und in den Niederlanden (für Indonesien). Mit der Volltextsuche stösst man schnell auf Unvermutetes. Früher hätte dies Wochen in Anspruch genommen. Bei speziellen Namen kann man die ganze Reisetätigkeit verfolgen, denn die Zeitungen vermelden Ankünfte und Abreisen.

Persönlich arbeite ich am liebsten mit Briefen. Es ist zwar sehr aufwändig, die teilweise schwierig zu lesenden Schriften zu entziffern. Aber dafür er-

gibt sich darin ein wenig gekämmtes Bild des Alltags und der Probleme. Natürlich wird auch in Briefen idealisiert, werden Ängste überspielt, um die Angehörigen nicht zu beunruhigen, und ein beschönigtes Bild des Lebens in den Tropen gezeigt. Doch lässt sich bei genaueren Kenntnissen vieles zwischen den Zeilen herauslesen.

Was für Leute waren diese Indonesienfahrer?

Traugott Zimmermann etwa: ein notorischer Schönredner, der seine Goldminengesellschaften stets in besserem Licht dargestellt hat, als es redlich war. Damit hat er viele Anleger gegen sich aufgebracht. Dann Johannes Küng: ein Eigenbrötler, der im einsamen Sumatra kaum dazu zu bewegen war, an eine der seltenen Soiréen zu gehen – sehr zum Leidwesen seiner Ehefrau. Oder sein Bruder Hermann Küng, der sich in Singapur in eine lokale Schönheit verliebte, sie heiratete und darauf die Stadt verlassen musste, da solche Mischehen gesellschaftlich geächtet waren. Solche Geschichten bringen einem die Personen näher, und man fragt sich, wie man selbst gehandelt hätte.

Doch die Unterschiede überwiegen. Insbesondere fällt mir das bei den Geschlechterrollen auf. Die Männer wirken gefangen im engen Korsett ihres Rollenverständnisses, peinlich darauf bedacht, keine Schwächen zu zeigen. Ähnliches gilt für den Rassismus. Nicht dass dieser verschwunden wäre: Der koloniale Rassismus ist ein unheilvolles Erbe, das sich in Europa bis heute täglich manifestiert. Trotzdem fallen im Vergleich mit der damaligen Zeit die grossen Schritte auf, welche bereits getan wurden. Diese Schritte mussten sich die farbigen Menschen allerdings hart erkämpfen.

Die ethnografische Sammlung des Museums Heiden wurde bisher eher als Kuriosität betrachtet. Nun gewinnt sie durch Ihr Buch eine neue Bedeutung, dokumentiert einen ambivalenten Teil der Appenzeller Wirtschaftsgeschichte. Wie soll man mit diesen Gegenständen künftig umgehen?

Da ich in Amsterdam wohne und zurzeit nicht reisen kann, hatte ich noch keine Gelegenheit, die Ausstellung zu betrachten. Die Fotos zeigen aber, dass es sich um ein «Museum im Museum» handelt, das heisst man hat die ursprüngliche Darstellungsweise aus den 1950er-Jahren belassen. Das ist wertvoll, denn es stellt sich bei diesen Exponaten die Frage, was sie uns hier und jetzt sagen. Probiert man die Objekte aus dem Kontext herauszulösen und



Aus dem Bedürfnis, das «Obligatorische» auch im Ausland schiessen zu können, wurde der Schweizer Verein in Deli-Medan gegründet.

gewissermassen selber sprechen zu lassen, wie dies das Museum Rietberg in Zürich tut? Oder probiert man den Kontext einzubeziehen? Thematisiert man dann den Entstehungskontext und erklärt, woher ein Objekt kommt, was seine Funktion ist etc.? Oder stellt man den Überlieferungskontext dar und zeigt auf, wie ein Exponat ins Museum gekommen ist und allenfalls, was es im Museum zeigen soll(te). Im Falle der Heidener Objekte scheint es mir sinnvoll, diesen Überlieferungskontext anzusprechen, wie das bereits getan wird. Mit der Sonderausstellung kann die Rolle der Stifter nun weiter vertieft werden. Damit betont man weniger die Distanz zu fremden Ethnien, sondern die historischen Verbindungen mit den fernen Welten.

Sind die Objekte eine Art von Raubgut?

Die Provenienz ist von Stück zu Stück unterschiedlich zu beurteilen. Unproblematisch sind die Modellkästen, denn diese wurden für ein westliches Publikum extra hergestellt, um etwas über eine Kultur zu vermitteln. Problematischer können hingegen die Säbel und Schilder sein. Oft handelt es sich um Beutestücke von militärischen Expeditionen, welche Offiziere oder Soldaten in Batavia auf den Markt gebracht hatten. Die genaue Herkunft und die Umstände des Erwerbs zu eruieren, dürfte sich nicht immer einfach gestalten. Doch unmöglich ist es nicht, und entsprechende Bemühungen würden die Möglichkeit bieten, die historischen Verbindungen mit der Region zu aktualisieren.

Wer sich mit Geschichte befasst, fragt oft danach, was wir für die Gegenwart lernen können. Welches Fazit ziehen sie aus der Geschichte der Appenzeller «Indonesien-Gänger»?

In meiner historischen Arbeit versuche ich meinen Leserinnen und Lesern mitzugeben, dass die moderne globalisierte Welt nicht erst in den letzten 30 Jahren entstanden ist, sondern dass sie eine lange Vorgeschichte hat. Die Schweiz hat schon seit Langem Verbindungen über die ganze Welt, und diese haben zum Wohlstand des Landes beigetragen. Die Schweiz ist nicht einfach reich geworden, weil die Menschen hier viel arbeiten, sondern weil sie sich in einer sich vernetzenden Welt gut positionieren konnte. Dieser Prozess hat im Zeitalter des Kolonialismus, das die Welt tiefgreifend verändert hat, begonnen.

Viele Probleme der Gegenwart sind globaler Natur, die Erderwärmung, die Migration, auch Corona in seinen gesundheitlichen und wirtschaftlichen Aspekten. Wenn wir mit diesen Problemen intelligent umgehen wollen, müssen wir lernen, weniger in partikularen Lösungen zu denken – also wie unser Land dabei am besten wegkommt –, sondern mehr in globalen Lösungen.

Andreas Zangger, 1967, ist im Aargau und Zürich aufgewachsen und hat in Zürich Geschichte und Philosophie studiert. Nach einer redaktionellen Tätigkeit bei der NZZ hat er sich wieder der Forschung zugewendet. Seine Dissertation *Koloniale Schweiz – ein Stück Globalgeschichte zwischen Europa und Südostasien* erschien 2011. Heute wohnt er mit Frau und Tochter in Amsterdam und arbeitet als freischaffender Historiker.

Die Ausstellung

Die Ausstellung «Ferne Welten – fremde Schätze» wird mit grosser Wahrscheinlichkeit Anfang August eröffnet und bis Herbst 2021 gezeigt.

museum-heiden.ch

→ so bald wie möglich
bis 25. Oktober 2020

Kunsthalle Ziegelhütte
Ziegeleistrasse 14
CH 9050 Appenzell
kunsthalleziegelhuette.ch

Dienstag bis Freitag
10 bis 12 und 14 bis 17 Uhr
Samstag und Sonntag
11 bis 17 Uhr

Patxi Araujo
Tauba Auerbach
Mirjam Beerli
Vidya Gastaldon
Agnès Geoffray
Roswitha Gobbo
huber, huber
Gilles Jobin
Emma Kunz
George Steinmann
Bernard Tagwerker
Suzanne Treister
Laura Viale

**Zahl,
Rhythmus,
Wandlung**

Emma Kunz und
Gegenwartskunst

 Heinrich Gebert
Kulturstiftung Appenzell



frühlingsgefühle
unser garten ist offen

krug
die quartierbeiz

metzgergasse 28 sankt gallen 071 220 97 83 restaurantkrug.ch



Saiten

Workshop

Nachrichtenkompetenz

Eine Medienwerkstatt für Schulen und Organisationen



Journalismus hat in den letzten Jahren eine eigentümliche Prominenz erfahren. Irgendwo zwischen Retterin der Demokratie und vierter Staatsgewalt verortet, herausgefordert durch Fake News und Mircotargeting, kämpft Journalismus um Glaubwürdigkeit und Reichweite.

Nachrichtenkompetenz hilft einer aufgeklärten Gesellschaft, sich im riesigen Angebot von Zeitungen, TV- und Radioprogrammen, Onlineangeboten und Social-Media-Kanälen zurechtzufinden.

Mehr wissen: saiten.ch/medienwerkstatt

Saiten hat deshalb anlässlich des 25-Jahr-Jubiläums eine Medienwerkstatt zur Nachrichtenkompetenz initiiert und in Kooperation mit Christian Müller vom Kultur- und Medienbüro WORT TON WELLE erarbeitet.

Sie richtet sich – entsprechend angepasst – an Schulen der Sek I und Sek II, Berufsschulen oder Fachhochschulen. Auch Unternehmen und Organisationen können die Medienwerkstatt buchen.

Krempel, Kiste, Kugel, Kabel, Kanister, Kehricht, Kasse, Kurs, Kinder, Kegel, Kiosk

BEWEGUNG Tai Chi und Qi Gong Tai Chi und Qi Gong in Speicher und Teufen Tai Chi-Kurse für Anfänger/innen beginnen jeweils im Januar, März und September. Ins Qi Gong kann man jederzeit und ohne Vorkenntnisse einsteigen. Die 1. Lektion dient als Probelektion und ist unverbindlich und gratis. Kursleiter: Guido Ernst, 076 581 42 90, g.ernst@itcca.ch Weitere Infos auf: www.itcca.ch	KULTURREISEN Paul Giger live in Chartres Seminar und Live-Konzert -- Kathedrale Chartres (F) mit Chr.M.Rogez, P.Giger, M.-L.Dähler vom 18.-24.Oktober 2020. Näheres hier: www.paul-giger.ch/news MUSIK Saami-Yoik Farner & Tipicamp August Farner bei Wald ZH 2.August und Diemtigtal BE (Tipicamp) 5-9.August Yoik-Workshop mit Saami-Lehrer Aillo?. Yoik = Saami Naturgesang. Details unter: joik.ch	TRINKEN Schützengarten Betriebsbesichtigung Besichtigen Sie die älteste Brauerei der Schweiz und überzeugen Sie sich von der einzigartigen Braukunst. Einmal im Monat um 14 Uhr bieten wir geführte Betriebsbesichtigungen und eine Degustation unserer Biere für Einzelpersonen und Kleingruppen an. Dauer 2 h, CHF 10 p. P., Daten 2020: 4.5., 8.6., 6.7.
BILDUNG Kleine Kunstschule Offene Stelle Co-Präsidium Wir suchen jemanden, ehrenamtlich, der/die gut in der Region vernetzt ist, Organisationstalent hat und sich gerne für die gestalterische Entwicklung von Kindern und Jugendlichen einsetzt. Wünschenswert wäre Erfahrung in Fundraising und Finanzcontrolling. www.kleinekunstschule.ch	Sänger*innen gesucht! Sopran-Sängerin (in SG) mit vielfältiger Erfahrung sucht Alt, Tenor und Bass zum Acapella-Singen. Gesangliche Lust und Leidenschaft teilen, gerne auch auftreten. Kontakt: wuestensingen@gmx.de NATUR Heilpflanzen entdecken und erleben Von Mai bis Oktober 2020 begleiten Sie Heilpflanzen in ihrem Prozess des Wachsens, Blühens und Vergehens. Durch das Beobachten der Naturzusammenhänge beginnen Sie zu verstehen, was eine Pflanze zur Heilpflanze macht und wie sie Ihnen helfend zur Seite stehen kann. Weitere Informationen: www.der-ganze-mensch.ch, Naturheilpraxis Jacqueline Vogel 071 877 30 90.	Weitere Informationen auf www.schuetzengarten.ch YOGA Schwangerschaftsyoga Schwangerschaftsyoga, Hatha Yoga und Yin Yoga Tanjas Yogaloft, Mittleres Hofgässlein 3, 9000 St.Gallen info@tanjas-yogaloft.ch, www.tanjas-yogaloft.ch
DESIGN Für alle aber sicher nicht irgendwas: von Akt zu Portrait, von Schweissen bis Kettensäge, von Sieb- bis 3D Druck. Öffentliche Kurse an der Schule für Gestaltung www.gbssg.ch		
GESTALTEN Wenn du kein Zwilling bist, such dir einen: Wie St.Gallen und Schrift; Wie digital und analog; Wie Berufsprüfung Typograf*in und Schule für Gestaltung www.gbssg.ch	RÄUME mitbenützung atelier Wer ist interessiert an einer Mitbenützung meines schönen Atelier-Praxis-Raums? Im alten Lagerhaus an der Davidstrasse in St.Gallen können wunderbare 90m2 mit neuen Ideen bespielt werden. Kontakt: 077 476 49 25	
KLEIDER Flick-Hüsli Kleider flicken direkt am Marktplatz St.Gallen. Öffnungszeiten: Di-Fr, 11.30 bis 18 Uhr. Kontakt: Ursula Bühler, 079 871 08 47		

Erfolg braucht Bilder

live online
gbs.sg.ch

**HF Fotografie
Dipl. Gestalter/in HF**

**Infoanlass:
6.5.2020**

gbs
sg.ch

**Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung**



Gewerbliches Berufs- und
Weiterbildungszentrum St.Gallen



Infoanlass
HF Bildende Kunst
14.-16. Mai 2020
Bar, art & talk
Livestream jeweils 19 Uhr
Facebook
Schule für Gestaltung
St.Gallen
gbs.sg.ch

**Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung**



Gewerbliches Berufs- und
Weiterbildungszentrum St.Gallen

IMAN ISSA Surrogates
21.12.2019–9.8.2020



**KUNST
MUSEUM
ST.GALLEN**

Schwarzes Gold



Ich hocke zu Hause am Schreibtisch. Bereit für meine Reise im Kopf – nach Süden ins Sernftal im Glarnerland. Ein Stapel Bücher, ein altes Saiten-Heft und die Landkarte liegen vor mir. Der Start ist auf dem leeren Dorfplatz in Elm. Stolz Holzhäuser; die Fassaden von der Sonne gegerbt. 1975 erhielt Elm die Auszeichnung «Dorfbild mit nationaler Bedeutung» und 1981 den Wakkerpreis. Oben bei den Tschingelhörnern leuchtet das Martinsloch, als Teil der Glarner Hauptüberschiebung. Zu spät: Im März hätte man die Sonne durchs Loch scheinen sehen.

«Niemand versäume, im Elm vom eisenhaltigen Bergquell zu kosten», mahnt mich das Ferienbuch der Schweiz aus dem Jahr 1966. Soll ich mir jetzt ein Elmer Citro im Volg kaufen? Oder einfach das Wasser vom Dorfbrunnen trinken? Das Gasthaus Segnes ist ja zurzeit geschlossen. Auch die frühere Schiefertafelfabrik in der Sandgasse ist zu; seit 2011 zeigt das Museum Werkzeuge und Maschinen, die zur Herstellung von Schiefertafeln dienten. Ich habe das nervige Quietschen von Griffeln auf Schiefer-Tafeln noch immer im Ohr: Buchstaben und Zahlen üben, 1969 bei Fräulein Bischof in der ersten Klasse.

Den Schiefer nannte man im Sernftal auch das Schwarze Gold. Mangelnde Kenntnis im Schiefer-Abbau führte 1881 zum Bergsturz von Elm, bei dem 114 Menschen ums Leben kamen. In der Novelle *Die Steinflut* beschreibt Franz Hohler den Tag vor dem Bergsturz aus Sicht der kleinen Katharina. Das Buch ist eine ideale Einstimmung auf meinen Ausflug – oder ein anschaulicher, sinnlicher Ersatz dafür, zu Hause auf dem Sofa. Würde ich talauswärts wandern, käme ich zur Eisernen Brücke. Diese überquerte auch Katharina zusammen mit ihrem Bruder auf dem Weg zur Grossmutter hinauf in die Bleiggen, wo sie den Bergsturz überlebte. Das Wohnhaus und die Wirtschaft ihrer Eltern standen im Untertal in der Nähe des Schiefer-Bergwerks, wo 100 Männer arbeiteten. Gern würde ich Katharina begleiten auf dem Fussweg, der über Treppen mitten durch ein Haus am Abhang führte und «in dem es nach getrockneter Pfefferminze und nassen Kleidern roch».

Über Matt führt der Weg nach Engi auf einer Nebenstrasse rechts und links vom Sernf. Der Name des Flusses ist eng verknüpft mit der Energiepolitik der Stadt St.Gallen:

1929 gründeten die Stadt und die Gemeinde Schwanden zusammen die Kraftwerke Sernf-Niedererbach. Noch immer sitzen Politikerinnen aus der Stadt St.Gallen als Abgeordnete im Verwaltungsrat der SN-Energie und schwärmen von den gemütlichen Sitzungen im Glarnerland.

«Die Skifelder ob Matt und Engi erfreuen sich eines steigenden Besucherstroms», schwärmt mein Reise-Ratgeber von 1966. Heute wird auf diesen Hängen niemand mehr seine Ski-Ferien verbringen; das Skigebiet ist hinten in Elm, wo eine der erfolgreichsten Skifahrerinnen der Schweiz der eigenen Skischule ganz einfach ihren Namen gegeben hat: Vreni Schneider.

Ganz offen: Auf das Wandern auf Teer-Strassen habe ich keine Lust. Ich träume mich fort und bin mit Robert Walser unterwegs; zügig würden wir auf der staubigen und fast autofreien Hauptstrasse ausschreiten, ein Triebwagen der Sernftalbahn überholt uns, im Güterwagen liegt Schiefer, Walser hätte auch schon ein Gasthaus im Kopf, den «Adler» in Engi, wo wir uns bei einem währschaffen Mittagessen und Rotwein stärken würden. In Engi-Vorderdorf erinnert eine Ausstellung im Güterschuppen an die 1969 eingestellte Bahn. Und im ehemaligen Schieferbergwerk Landesplattenberg finden Führungen statt und Konzerte im atemberaubenden natürlichen Saal mit Kreuzgängen und Spitzbögen. Heute bleibt es hier still.

Nehmen wir den fast leeren Autobus nach Schwanden. Von dort aus liess ich mir 2008 von einem Einheimischen drei Tage lang das Glarnerland zeigen: Sind die zauberhaften Vitrinen vom «Blumen Mächler» unter der handgemalten Beschriftung leer? Liefern die beiden Floristinnen jetzt Blumen und Setzlinge nach Hause? Gibts noch immer eine Papeterie, den Barriere-Beck und die Brauerei Adler mitten im Dorf? Mein einheimischer Guide führte mich durch das traditionelle Arbeiterquartier «Grund» aus dem 19. Jahrhundert, das zur Zeit der Textil-Hochblüte entstand. Dort sind Dutzende einfacher Reihenhäuser in U-Form angeordnet, mit kleinen Ställen zu jedem Hausteil und mit einem gemeinsamen Platz mit Brunnen für die Wäsche. Dann gehts steil hinauf nach Schwändi, wo in der «Eintracht» hoffentlich bald wieder Chälberwürscht und Herdöpfelstock auf uns warten.

Franz Hohler: *Die Steinflut. Eine Novelle*. Luchterhand, München, 1998
Das Ferienbuch der Schweiz, Schweizer Reisekasse, Bern, 1966
 «Glarus – nicht am Weg», Saiten No. 117, 2008

Fahrplan:
 Von unnötigen Fahrten wird zurzeit abgeraten.

Daniel Kehl, 1962, ist Lehrer und Stadtparlamentarier in St.Gallen.
 Hannah Raschle, 1989, ist Illustratorin in Zürich.

Leere findet statt

MoE Museum of Emptiness



Margrit Baur, „An den Mond“, 1923, 18,2x12 cm, Aquarell und Farbstift auf Papier, Schenkung Erna und Curt Burgauer © Museum im Lagerhaus

museum im lagerhaus.
stiftung für schweizerische **naive kunst**
und **art brut**.

Das Museum im Lagerhaus bleibt aufgrund der aktuellen Situation und gemäss der Weisungen des Bundesrates bis auf Weiteres geschlossen.

Darum bringen wir Kunst zu Ihnen:
folgen Sie uns auf Facebook und Instagram für Werk-
besprechungen, Blicke hinter die Kulissen und
Informationen zu Künstler*innen unserer Sammlung.

Di bis Fr 14.00 – 18.00 Uhr | Sa und So 12.00 – 17.00 Uhr
Davidstrasse 44 | CH-9000 St.Gallen
T +41 71 223 58 57 | www.museumimlagerhaus.ch
www.facebook.com/MuseumImLagerhaus
www.instagram.com/museumimlagerhaus/

Vorübergehend
geschlossen

We'll be back soon!
weloveyou@k9000.ch



www.k9000.ch
[@kunsthallesanktgallen](https://www.instagram.com/kunsthallesanktgallen)

Kunst
Halle Sankt
Gallen

Stallbann



Bild: Archiv Stefan Keller

Die Seuche ist schon Ende Jahr aufgetreten und hat in Oberitalien gewütet. Über das Tessin, die Innerschweiz erreicht sie den Thurgau am 24. Mai 1920. Onkel Fritz hat nach langer Suche gerade einen Bauernhof in der Nähe von Märstetten erworben. Onkel Jakob, der ihn begleitet, schreibt am 20. Mai eine Postkarte an die Familie ins Emmental: «Bruder Fritz hat nun gekauft, ist wunderschön hier. Komme nächstens heim, Gruss Köbi.»

Die Vorderseite der Karte zeigt eine kolorierte Ansicht von Kreuzlingen. Am 24. Mai, Pfingstmontag, findet weiter oben am See in Romanshorn eine Flugschau der Firma Ad Astra statt, bei welcher der Genfer Pilot Émile Taddéoli zusammen mit dem Mechaniker Y. Giovanelli aus 700 Metern zu Tode stürzt, nachdem am Flugzeug ein Flügel abgebrochen ist. Vielleicht nehmen die zwei jungen Berner am Volksfest in Romanshorn teil, bevor sie ins Emmental zurückfahren, wo der eine seine Koffer packt, der andere froh ist, dass er nicht so weit auswandern muss.

Die Seuche erscheint zuerst in Thundorf bei Frauenfeld. Sie springt ins nahe Lustdorf über, weiter nach Müllheim, Pfyn, Märstetten. Im September sind laut Zeitungsberichten 109 Gemeinden im Kanton betroffen; dem Oberthurgau stehe das Schlimmste noch bevor. Im Mittelthurgau teilt Grossvater Ernst, ein Sticker, Fergger und Bauer, dem Heimarbeiter S. mit, warum er ihm keine Aufträge mehr erteile.

S. hat ein Spottgedicht über Ernst verfasst und verteilt, nachdem dieser an einer Seuchensperre falsche Angaben machte, um doch noch die Stickerbörse in St. Gallen zu erreichen. Es gebe kaum mehr Aufträge in der Industrie, und der Schaden aus der Seuche sei «geradezu katastrophal», schreibt Grossvater Ernst auch an die Steuerbehörde. Seine spätere Ehefrau Frieda, die Schwester von Onkel Fritz, verfasst unterdessen im Emmental ein Tagebuch, in dem sich die Katastrophen nur so abwechseln: Zuerst stirbt ihr Vater sehr langsam an Krebs, dann pflegt sie Familien bis zum Tod, die von der Spanischen Grippe befallen sind, dann wird sie selber krank und wieder gesund, dazwischen ersetzt sie bei ihren Brüdern die Erntehelfer, die wegen der Stallseuche nicht eingestellt werden dürfen.

Bald könne man von einer vollständigen Durchseuchung reden, schreibt die «Neue Zürcher Zeitung» über die Maul- und Klauen-seuche. Diese aber kehrt alle paar Jahre zurück.

Stefan Keller, 1958, Historiker aus dem Thurgau, lebt in Zürich. Seine Geschichte des Arbeitens, *Spuren der Arbeit. Von der Manufaktur zur Serverfarm*, erscheint trotz Covid-19 dieser Tage im Zürcher Rotpunktverlag (mehr dazu hier im Heft, Seite 52–54)

Fanz

der

83

vid

6

Palace St.Gallen

www.viegener.ch



viegener
für optik



KINOK
cinema

**AUF BALD
IM KINOK!**

KINOK – Cinema in der Lokremise
St.Gallen · KINOK.CH

Die Katz wurde ihrem halben Hitlerschnauz gerecht.



Mein Gott, wie aufregend das alles war in unserer Nachbarschaft, brutal spannend, wir sahen dem Rosenstrauch beim Ergrünen zu und jubelten über die aufschliessenden Bettseicherli und den unverhofft aufpoppenden Löwenzahn, derweil wir aus schierer Freude da und dort mit der Heckenschere sinnlos einige Brachengewächse zu-rechtstutzten; feierabends immer ein Bier oder zwei mit den zwangslieb-gewonnenen Pärchen aus den Unter-geschossen und später dann meist ein überladener Grill, wo alles landete, was an den beiden langen Sozialab-standsholztischen gemäss dem ständi-gen Trinkspruch des portugiesischen Grillmeisters «Man darf ja sonst nichts» grandios mundete: Rind, Kalb, Huhn, Sau, Lamm, Pantli, Schüblig, Barsch, Forelle, Sardine, Pulpo, auch Peperoni, Aubergine, Tomate, Pilz, Spargel und Spinat, ok, nein, Spinat nicht. Manchmal rief der halbschlaue Grafiker von gegen-über dann herüber: Aha, heute wird wieder der Nachbar grilliert. Wahnsinnig lustig, wenigstens kennt er einen lokalen Popstar, dachten wir und grüss-ten hähl zurück.

Total spannend. Am dritten Freitag der endlosen Ooronatäne beobachtete ich zum allerersten Mal die leibhaftige Entleerung des Niederflurcontainers weiter unten an unserer Hangstrasse: raffiniertes Hebekranssystem direkt ab Kehrlichtaster, sanfte Technik, reibungs-loser Ablauf, obwohl beim Pressgang prompt noch ein Sack herausfiel und quälend lang und blöd auf dem Asphalt lag, bis sich kurz vor der Wegfahrt ein

Abfallarbeiter erbarmte. Weg, aus den Augen, aus dem Sinn, wie alles, was mir auf den Sack ging, aber das nur, wenn ich mal in den Kanälen ver-kehrte, wo sich alle so furchtbar lieb hatten und herzten, sogar die Standort-förderung, Jetzt-erst-Recht-Gallen-kultur-mit-Herz! Nein danke, muss nicht sein, genau so wenig wie die Helvetien-musik im Radio und die geschreamten Bemühungen all jener, die man auch sonst nicht im Haus haben wollte.

Die Tage rasten nur so dahin, Momittwoch, Sosamstag, Keindienstag, man hatte schnell keinen Plan mehr, welcher Wochentag war. Alles wie im Katzenleben, das uns die Hauskatz Zorro genüsslich vorlebte. Die Tiere am Stadthang immer näher und frecher, wie ich es schon am Anfang der Men-schenentleerung festgestellt hatte, Marder, Dachs, Igel hautnah, ständig fettere Hummeln, lautere Meisen und dreistere Krähen, überhaupt alle Vögel ohne Scheu, eingebrannt das Bild einer Amsel mit dickem Regen-wurm, die sich fast berühren liess. Bis Zorro eine junge Amsel anschleppte, himmeltrauriges Todesspiel, grausame Mörderin, du wirst deinem halben Hitlerschnauz wieder mal gerecht, schimpften wir, natürlich ohne Reaktion ihrerseits.

Wir schnackten und verschlangen allerdings selber viel, und wurden wie alle immer dicker. Nein, beigott kein Bildschirmyoga und Digitalschatten-boxen. Joggen hätte geholfen, aber die Dutzenden, die vor unserem Haus vor-beikeuchten, sahen alle eher unglücklich

und ungesund aus. Ausser Braunauge, die, wenn sie nicht grad ein Sauerteig-brot mit Koronapreiskruste backte, täglich zweimal zum Waldrand lief und rund um den Bauernhof, wo sie immer-hin eine Fohlengeburt und Riesenkanin-chen im Drogenrausch erlebte. Total spannend.

Wie ernst die Lage tatsächlich war, merkten wir nur bei den seltenen Ausflügen zum Görsplisee oder in den Eselsschwanz. Spazwandern mit be-waffneten Polizeiern, dazu religiöse Er-mahnungen: Der vielerorts gehängte Zettel «Unter dem Schutz des Höchs-ten» sollte uns verfolgen, «Er bewahrt dich vor dem Fallen / vor der tödlichen Pest», vor den Schrecken der Nacht, vor der Seuche und dem Fieber, «auch wenn tausend neben dir fallen, zehntau-send rings um dich her – dich erreicht es nicht.» Sowas lässt diesen Charlie nicht kalt, und schon gar nicht die sorg-fältige Steinauslage am Rheintaler Weiherstrand zum Ostersonntag: «Er lebt.» Jawohl, Jahwe, bist unsere Zuflucht!

Und lass es endlich regnen. Alle Götter aber blieben stumm, wie ich wochenlang nach dem grossen langen, von mir aus weltletzten Regen rief, der einfach nie kam. Er hätte beim Auf-räumen geholfen, vor allem aber der Natur und der Welt nach uns, die ja nun so richtig erblühen wollte. Also goss ich der älteren Frau aus dem tristen Block ennet der Hangstrasse jeden drit-ten Abend ein paar Liter über ihr blutjunges Zwetschgenbäumchen. Sie musste herzhaft hustend lachen, wie ich ihr erklärte, dass ihr Bäumchen sicher so viel wert sei wie 4 Jungfreisin-nige, 3 Indiefolker, 5 Fernsehlackaffen, 17 Pudel oder 34 Nagelstudios. Haha, haben Sie sich auch gefreut, dass unse-re Lieblingssportarten Golf, Tennis und Tätowieren wieder sein dürfen? Pri-oritäten, liebe Nachbarin!

Ich empfahl ihr eine wechselnde Kunstaussstellung am Kühltisch: Un-sere Favoriten per Ende April das tinten-dick leuchtende Zitat des Münchner Wiesnchefs Baumgärtner: «Ohne Impf-stoff endet bei mir die Vorstellungs-kraft.» Und ebenso erquicklich eine 1969er-Postkarte von Daniel Spoerri, mit gestickter Schrift: «Wenn alle Künste untergehn, die edle Kochkunst bleibt bestehn.» Darauf ein Sauerteigbrot und einen Rhabarberfladen! Kann so weiter-gehen, im trockengelegten Sumpf, die Maskenbälle kommen dann wieder früh genug.



10 JAHRE **LOK**

Kulturzentrum
St. Gallen
lokremise.ch

NATUR



Der alkoholfreie Apéro

MANZONI

SPRITZ



REZEPTINSPIRATION FÜR
EINEN «APÉRO DEHEEM»:

EISWÜRFEL
4 cl MANZONI
1 dl APPENZELL MINERAL LAUT
1 SPRITZ FLAUDER ORIGINAL
SANTÉ!

goba

shop.goba-welt.ch